Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 49 Bremen-Berlin, den 3. Dezember 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Die Philippusbitte. Von D. — Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus. V. Von Prof. D. Baentsch. — Hausraths Lutherbuch. Von Professor H. Holtzmann. — Leipzig und Worms. Von W. Kulemann. — Vom Büchertisch.

Die Philippusbitte.

Johs. 14, 8—10.

Mehr als um die Philippusbitte ist es dem Evangelisten um die feierliche Erklärung Jesu zu tun, daß, „wer ihn sieht, den Vater sehe". Doch ist diese nur im Zusammenhang mit jener zu verstehen. Es fragt sich also vor allem:

1. Was wollte Philippus mit seiner seltsamen Bitte? Wünschte er den Schöpfer Himmels und der Erde leibhaftig zu sehen? Nein, für so töricht dürfen wir ihn nicht halten. Als rechtgläubiger Jude wußte er (2. Mos. 33), so gut wie der philosophisch gebildete Evangelist (Johs. 1, 18), daß Gott ein unsichtbares Wesen ist. Auch bittet er ja, dessen eingedenk, nicht: Zeige uns Gott, sondern zeige uns den Vater. Wir freilich pflegen zwischen beiden nicht zu unterscheiden, weil wir von klein auf beten lernten: „Unser Vater im Himmel". Philippus aber unterscheidet, und auf seinem Standpunkt mit Recht; denn man kann an Gott glauben, ohne in ihm den himmlischen Vater zu sehen. Nun ist aber das A und O der Lehre Jesu, daß Gott der Vater und daß er, der Sohn Gottes, der einzige Weg zu ihm sei: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich" (V. 6), und davon nimmt Philippus Anlaß zu seiner Bitte: „zeige uns den Vater!", und das hinzugefügte „so genüget uns" verrät deutlich, daß seinem religiösen Bedürfnis durch die bloße Lehre vom Vater nicht genügt sei. Nicht zufällig mag es sein, daß die in Rede stehende Bitte dem Philippus in den Mund gelegt wird. Denn dieser Jünger gibt sich auch bei anderer Gelegenheit als kühlen Denker. Als Jesus die Tausende in der Wüste zu speisen unternahm, da war es derselbe Philippus, der dessen Möglichkeit bestritt (Johs. 6, 7). Er ist, wie man heute sagen würde, ein ehrlicher Rationalist, und seine Meinung ist die: gib uns einen überzeugenden Beweis dafür, daß Gott, als ein grundgütiges Wesen, für die Menschen so besorgt sei, wie ein guter Vater für seine Kinder.

So genommen wird uns die Bitte verständlich, zumal wenn wir uns an die Stelle des Philippus versetzen. Er soll demnächst die Lehre vom Vatergott weiterverbreiten helfen und sieht voraus, daß viele dieselbe Frage und Forderung an ihn stellen werden: „Ist es auch wahr, was du von Gott sagst? Zeige uns den Vater, so genügt uns; anders nicht." Und darin hat Philippus, meines Erachtens, nicht geirrt. Andere Glaubensfragen haben ihre Zeit, nur die nach dem „Vater" kehrt immer wieder, und daß sie heute noch viele bewegt, das können ältere Prediger mitbezeugen. So oft, wenn ein unverschuldetes Leid alles Maß übersteigt, kann man sie hören: „Wie verträgt sich das mit der Lehre vom himmlischen Vater? Hat's Gott nicht verhüten können, oder nicht verhüten wollen? Euer Jesus sagt, es falle kein Sperling zur Erde ohne den Willen des Vaters im Himmel und unsere Haare auf dem Haupte seien alle gezählt; aber diese tröstlichen Worte setzen einen Glauben voraus, der uns durch schmerzlichste Erfahrungen abhanden gekommen ist." Wer nun schon an sich und anderen solche Anfechtungen erfuhr, der wird den Philippus nicht wegen seiner skeptischen Frage zu den Ungläubigen werfen; und ich meine, man sollte es ihm eher danken, daß er dieselbe so präzis gestellt hat; denn sie hat uns eine Antwort eingetragen, deren Wert für den christlichen Gottesglauben wir nicht hoch genug anschlagen können: „Philippe, wer mich sieht, sieht den Vater; wie sprichst du denn: zeige uns den Vater?" — Aber was heißt das?

2. Wie die Bitte des Philippus nicht bedeutet: zeige uns Gott, so kann auch Jesu Erwiderung nicht bedeuten: wer mich sieht, der sieht Gott. Es wäre das sinnlos und keine der Frage entsprechende Antwort gewesen. Aber es konnte auch Jesus mit der gegebenen nicht sagen wollen, daß er persönlich der Vater sei. Denn von ihm, der „größer als er" (14, 28), unterscheidet er sich überall und heißt die Seinigen ihn ausschließlich anrufen (Matth. 4, 11) und tut es selbst (26, 39). Doch läßt ihn der Evangelist sagen: Wer mich sieht, der sieht den Vater? Ja, und wie dies kein leibliches Sehen bedeuten kann, — denn so hatte ihn Philippus längst gesehen, ohne in ihm den Vater zu erkennen, so bleibt nur übrig, daß ein geistiges Sehen, ein Schauen mit dem Auge des Glaubens gemeint ist. Und das um so gewisser, als es ein anderes Sehen auf religiösem Gebiet überhaupt nicht gibt. Ein Mann, der zu seiner Zeit viel von sich reden machte, schrieb in seinem „Ernste Gedanken": daß Gott ist, „sehe ich"; eine, buchstäblich genommen, unwahre Behauptung; denn es bleibt dabei: „Niemand hat Gott je gesehen". Aber wie man doch sagen kann: wer die Wunder der Schöpfung sieht, der sieht den Allmächtigen, wer auf die zweckmäßige Einrichtung der Welt achtet, der sieht den Allweisen, so kann man auch sagen: wer den Sohn sieht und seine einzigartige Liebe erfährt, der sieht, indem er von der Wirkung auf ihre nur in Gott zu findende Ursache zurückschließt, den Vater.

3. Ist diese Deutung der biblischen Erzählung richtig, so haben wir es in ihr mit einer Theodizee zu tun, d. h. mit einem Versuch, die Einwendungen, welche von der Beschaffenheit der Welt aus gegen den christlichen Gottesglauben geltend gemacht werden, zu entkräften. Sind hier solche

Einwendungen auch nicht genannt, so wird man sie doch voraussetzen müssen. Denn wenn „der Vater“ ebenso leicht und überall zu sehen wäre, wie „der Schöpfer und Erhalter“ der Welt, so würde Philippus schwerlich gebeten haben, ihm den Vater zu zeigen, und wenn doch, so würde ihm Jesus etwa erwidert haben, ob er den Wald vor lauter Bäumen nicht sähe. Nun weist dieser aber lediglich auf sich hin: „Wer mich sieht“, und scheint damit zuzugestehen, daß man, von ihm absehend, den Vater nicht zu sehen vermöge. „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich“ (V. 6). Es geht also diese Theodizee ihren ganz eigenen Weg. Der Verfasser setzt sich nicht in Widerspruch mit der Erfahrung, daß die Natur „unfühlend“ ist und also von Liebe nichts weiß. Die altjüdische Annahme, daß es kein unverschuldetes Leid gebe, hat er (9, 5) ausdrücklich zurückgewiesen. Auch der pädagogischen Bedeutung des Leides, womit dieses aufhört ein Übel zu sein, wird nicht gedacht; und es läßt sich verstehen. Denn es gibt tatsächlich Leiden, die damit nicht zu rechtfertigen sind. Sagt der moderne Apologet (wie freilich auch schon einer der ältesten): auch der irdische Vater züchtigt seinen Sohn und beweist eben damit seine Liebe, so ist zu erwidern: „wohl, aber er läßt ihn, wenn er kein Rabenvater ist, nicht verhungern und sieht nicht ruhig zu, wenn seine Kinder zu Tausenden physisch und moralisch zu Grunde gerichtet werden, wie es überall und auch inmitten der christlichen Welt noch geschieht.“

Und doch soll man an den Vater glauben? Ja, und man wird es, wenn man ihn da sucht und sieht, wo er sich als Vater geoffenbart hat; nicht „in Wind und Sturm und Donner und Hagel“, nicht in den Schrecken des Krieges und dergleichen mehr, sondern im Sohn und, wie in seiner, so auch in aller der seinigen ähnlichen Liebe. Denn von ihm hat die Welt nur Liebe erfahren und zwar die denkbar vollkommendste, die, wie Vater- und Mutterliebe, nicht nach der Würdigkeit fragt (Matth. 5, 44—48); und da der Sohn nichts tat von sich selbst: „der Vater, der in mir ist, tut die Werke“ (V. 10.), so schließen wir mit Recht vom Sohn auf den Vater. D.

Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus.

(Das Werk des Moses.)

V.

Zur Zeit des Moses finden wir die Israelstämme oder genauer gesagt die meisten der Stämme, die in späterer Zeit zu dem Volke Israel zusammen wuchsen, in der Gegend südlich von Kanaan. Sie müssen also von ihren östlicheren Wohnsitzen in der Gegend des Euphrat weit nach Westen verschlagen worden sein, wie das bei nomadisierenden Völkerschaften so häufig der Fall ist und daher auch hier nicht weiter Wunder nehmen darf. Natürlich fanden sie in den neuen Wohnsitzen schon eine ältere Bevölkerung, aus nordarabischen Beduinen bestehend, vor, die sie teils verdrängt, teils in sich aufgesogen haben mögen.

Nach der Exodus-Sage hätten wir uns die Israelstämme für die damalige Zeit samt und sonders auf ägyptischem Boden wohnend vorzustellen, und zwar in den Weidegebieten des östlichen Nildeltas, also innerhalb der ägyptischen Grenzbefestigungen, die den eigentlichen ägyptischen Staat von den angrenzenden Gebieten abschlossen. Daß die in dieser Sage zum Ausdruck kommende Tradition nicht etwa nur auf einem Mißverständnis oder genauer gesagt auf einer Verwechslung des eigentlichen Ägyptens (= Misraim) mit der im Osten davon gelegenen Landschaft, die als Vorland von Ägypten von den Assyrern als das Land Musri, von den Südarabern als Muçran bezeichnet wurde, beruht, sondern daß ihr ein historischer Kern zu Grunde liegt, wird heute von den meisten anerkannt.*) Nur wird man allerdings nicht anzunehmen haben, daß sämtliche Stämme, die später das Volk Israel bildeten, im eigentlichen Ägypten Aufnahme gefunden hatten, sondern daß es sich dabei nur um einen kleinen Teil derselben, vielleicht nur um einen einzigen Stamm gehandelt hat, der, wie das auch sonst von Beduinen der östlich von Ägypten liegenden Wüste bezeugt ist, in Zeiten der Dürre und der Hungersnot die Erlaubnis erhalten hatte, die Weidegebiete des Deltas zu benutzen. Der größere Teil der Stämme aber zeltete jedenfalls in der Wüste östlich von Ägypten bis in die Gegend des älanitischen Meerbusens (des östlichen Zipfels des Roten Meeres) oder bis in das Land Midian hin, also jedenfalls außerhalb des ägyptischen Staates, wenn auch keineswegs außerhalb des ägyptischen Reiches, dessen Oberhoheit sich damals ja, wenn auch nur mehr dem Namen nach, wie über Syrien und Palästina, so auch über die östlich von Ägypten liegenden Beduinengebiete erstreckte. Die politische Zugehörigkeit dieser Gebiete zum ägyptischen Reich sowie speziell der Umstand, daß das Midianiterland (im nordwestlichen Arabien) und die nördlich an dieses Gebiet anstoßenden Gebiete bis in die Gegend südlich von Juda hin als das Land Musri oder Muçran bezeichnet wurden, hat wohl Veranlassung gegeben, daß die spätere Tradition sämtliche Israelstämme nach dem eigentlichen Ägypten versetzte.

Der kultische Mittelpunkt dieser im Osten von Ägypten zeltenden Stämme war der altheilige Gottesberg Horeb oder Sinai.**) Vielleicht waren es die aus der Gegend von Harran, dem Sitze des Mondgottes Sin, kommenden Stämme selbst, die dem alten Gottesberge, dessen ursprünglicher Name Horeb war, den Namen Sinai beilegten. Sie wären es dann wohl auch gewesen, die den von alters her auf diesem Berge verehrten Wetter- und Gewittergott Jahve mit dem Mondgott Sin kombinierten oder identifizierten, was bei der von uns schon früher konstatierten Verwandtschaft zwischen dem Mondgott und dem Wettergott (s. No. 47 dieser Zeitschrift) keine Schwierigkeiten machte. Möglich ist freilich auch, daß diese Identifizierung schon früher stattgefunden hat und auf südarabische Einflüsse zurückzuführen ist. Jedenfalls lassen sich, wie weiter unten noch auszuführen ist, solche Einflüsse für die Zeit des Moses erschließen, und es ist nicht unmöglich, daß sie auch früher schon bis nach Nordarabien hin reichten. Inschriftlich nachweisbar sind minäische Beziehungen zu Nordarabien (bis jetzt wenigstens) freilich erst für etwas jüngere Zeit.

Um nun den Fortschritt zu verstehen, den die Religion der Israelstämme Mose zu verdanken hat, muß man die geschichtlichen Verhältnisse, in denen sich die Israelstämme des mosaischen Zeitalters befanden, einigermaßen verstehen, denn gerade diese Verhältnisse fallen für die Weiterentwicklung der Religion dieser Stämme bedeutsam ins Gewicht.

Seit dem Ausgang des 15. vorchristlichen Jahrhunderts befinden sich die Nomaden an den kanaanäischen Grenzen in auffällig unruhiger Bewegung. Hatte der Sinn dieser Nomaden auch schon immer nach dem Kulturland gestanden, so läßt sich seit der Zeit ein besonders energisches Vordringen der Nomaden in das kanaanäische Kulturland nachweisen, ein Vordringen, das sich nicht etwa in einigen Raubzügen oder Razzias erschöpfte, sondern das auf Eroberung und dauernde Besetzung des Kulturgebietes abzielte. Ermutigt wurden sie zu ihrem Vorgehen durch die Schwäche der ägyptischen Regierung, der es damals nicht mehr recht gelingen wollte, ihre Autorität in den syrischen Provinzen aufrecht zu erhalten. Der Pharao Amenophis IV. (1392—1374 v. Chr.) konzentrierte seine

*) Vgl. jetzt namentlich die kleine Schrift des Ägyptologen Wilh. Spiegelberg, Der Aufenthalt Israels in Ägypten im Lichte der ägyptischen Monumente, Straßburg, Schlesier u. Schweikhardt, 1904.

**) Daß dieser Berg nicht im Süden der Sinaihalbinsel, sondern in der Gegend des älanitischen Meerbusens zu suchen ist, darf jetzt als ausgemacht gelten.

ganze Kraft auf seine religiöse Reform, welche die Einführung des von uns schon früher besprochenen solaren Monotheismus bezweckte, und ließ draußen im Reiche die Dinge drüber und drunter gehen. Die Bitten der ihm ergebenen kanaanäischen Fürsten um schleunige Entsendung von ägyptischen Heeren ließ er fast gänzlich unbeachtet, obwohl jene Fürsten es an nichts fehlen ließen, um ihm den Ernst der Lage zum Bewußtsein zu bringen. So drangen denn die Nomaden, ohne großen Widerstand zu finden, in Palästina ein, und ihr Vordringen wurde ihnen noch dadurch erleichtert, daß gewisse kanaanäische Kleinkönige, die sich gern von Ägypten unabhängig machen wollten, mit diesen Nomaden gemeinsame Sache machten, d. h. sich regelrecht mit ihnen verbündeten. Wohl hatte noch unter Amenophis IV. sein späterer Nachfolger Haremhab in seiner Eigenschaft als oberster Reichsfeldherr einen Feldzug nach Palästina unternommen, aber trotz einiger Erfolge war es ihm doch nicht gelungen, das Ansehen der ägyptischen Oberhoheit wieder herzustellen und für die Dauer ruhige Zustände zu begründen.

Die Nomaden, die damals so erfolgreich in Kanaan einfielen, sind uns durch die Tell el-Amarna-Briefe unter dem Namen Chabiri bekannt geworden. Diese Chabiri hat man nun, wie bekannt sein dürfte, mit den Hebräern identifiziert, und es läßt sich in der Tat kein zwingender Grund auffinden, der diese Identifizierung verböte. Namentlich haben sich die lautlichen Bedenken, die man anfangs dagegen geltend machte, nicht als stichhaltig erwiesen. Freilich wird man nun bei den Chabiri nicht speziell an die Israelstämme, die allerdings auch Hebräer waren, aber doch nur einen Teil der Hebräergruppe ausmachten, zu denken haben, denn es spricht alles dafür, daß deren Invasion von der der Chabiri wohl zu unterscheiden ist. Immerhin werden wir annehmen dürfen, daß bei dem Ansteckenden, das solche mächtige Nomadenbewegungen haben, auch die Israelstämme lebendig wurden und Miene machten, sich der Bewegung ins Kulturland anzuschließen. Selbst die in Gosen wohnenden Stämme, von denen anzunehmen sein wird, daß sie in beständiger Fühlung mit ihren Bruderstämmen geblieben waren, werden Anzeichen von Unruhe gezeigt und nicht übel Lust empfunden haben, sich der ägyptischen Botmäßigkeit zu entziehen und sich ihren vorwärts drängenden Brüdern anzuschließen. Ehe es aber so weit kam, sollte die ägyptische Macht erst nochmals erstarken und der nomadischen Bewegung einen Riegel vorschieben.

Zwar geschah das noch nicht gleich unter den unmittelbaren Nachfolgern Amenophis IV., mit denen die einst so glänzende 18. Dynastie ca. 1350 v. Chr. ruhmlos zu Ende ging. Erst Sethos I., der zweite König der 19. Dynastie (gest. 1324), griff wieder energisch in Syrien und Palästina ein und führte geordnete Zustände in den Vasallenstaaten herbei. Vor allem aber kam es darauf an, die zur Unruhe geneigten Beduinen dauernd in Schach zu halten. Den Gosenstämmen suchte man ihre Freiheitsgedanken dadurch auszutreiben, daß man sie einer scharfen Kontrolle unterstellte, ihnen allerlei schwere Lasten und Kontributionen auferlegte und die kräftigsten Männer unter ihnen zu allerlei Bau- und Feldarbeiten aushob. Und auch die im Osten von Ägypten wohnenden Beduinen wird man einer scharfen Kontrolle unterworfen und ihnen das Leben nach Möglichkeit sauer gemacht haben. Der Pharao, der diese Politik den Beduinen gegenüber besonders nachdrücklich zur Geltung brachte, war der Nachfolger Sethos I. Ramses II. oder der Große (1324—1258), dem es auf diese Weise gelang, Palästina vor weiteren Einfällen zu bewahren und die Oberhoheit Ägyptens, wenigstens über den südlichen Teil des Landes, aufrecht zu erhalten, während er den nördlichen Teil den damals mächtigen Hethitern überlassen mußte.

Dieser gesteigerte Druck erregte bei den freiheitsdurstigen Beduinen aber notwendig einen Gegendruck, um so mehr, als sie vorher unter der schwachen Regierung eines Amenophis IV. und seiner Nachfolger von der ägyptischen Herrschaft so gut wie gar nichts gespürt hatten und schon auf dem besten Wege gewesen waren, sich zu Herren des kanaanäischen Kulturlandes zu machen. Es war nur natürlich, daß die Gährung jetzt von neuem einsetzte, und daß man auf Mittel und Wege sann, sich der als ungerecht empfundenen ägyptischen Botmäßigkeit zu entziehen. Einer so gewaltigen Macht wie Ägypten gegenüber mußte der Widerstand aber aufs beste organisiert werden, und es bedurfte dazu vor allem eines Mannes, einer gewaltigen Persönlichkeit, die fähig war, die Organisation energisch durchzuführen und die freiheitsliebenden Beduinen unter einen Hut zu bringen. Dieser Mann aber erstand ihnen zur rechten Zeit in Moses.

Moses scheint — so will es wenigstens die Tradition — aus den Gosenstämmen, die begreiflicherweise am härtesten unter dem ägyptischen Druck zu leiden hatten, hervorgegangen zu sein. Da er wohl einsah, daß die Gosenstämme allein gegen Ägypten nichts ausrichten konnten, hat er ohne Zweifel Verbindungen mit den im Osten von Ägypten wohnenden Sinai-Beduinen angeknüpft, um der geplanten Erhebung der Gosen-Beduinen einen Rückhalt zu verleihen. Eine Erinnerung daran hat die Sage in der Erzählung von der Flucht Moses nach Midian aufbewahrt. Denn daß er gerade nach Midian (in Nordwestarabien in der Gegend des älanitischen Meerbusens) seine Schritte lenkt, setzt voraus, daß dort verwandte Stämme*) saßen, bei denen er Aufnahme und Gehör zu finden hoffen durfte. Daß er sich in dieser Hoffnung nicht täuschte, ist nach dem oben Ausgeführten ohne weiteres verständlich. Denn auch die Sinai-Beduinen ertrugen den ägyptischen Druck ja nur widerwillig und warteten auf die Stunde, in der sie ihn von sich abschütteln konnten.

Aber um die Erhebung gegen das unter Ramses dem Großen wieder mächtig aufgeblühte Ägypten zu wagen, bedurfte es nicht nur einer großen Energie und Klugheit, sondern vor allem eines unerschütterlichen Vertrauens auf eine göttliche Macht, die die Sache der Beduinen, die von ihrem Standpunkte aus eine durchaus gerechte war, zu ihrer eigenen machte und den siegreichen Ausgang des Kampfes gegen den harten und ungerechten Bedrücker garantierte, Und nicht nur der Führer selbst mußte diesen Glauben haben. er mußte es auch verstehen, diesen Glauben seinen Leuten einzuimpfen, sie mit einer heiligen Begeisterung zu erfüllen, in der sie sich sagten, daß die geplante Erhebung eine von ihrem Gott gewollte, daß der aller Voraussicht nach unvermeidliche Krieg ein heiliger Krieg sei. Mit solcher Begeisterung hat später Mohammed seine Araber zu erfüllen verstanden, vor deren gewaltigen Ansturm eine ganze Kulturwelt in Trümmer fiel. Und etwas Ähnliches haben wir in unseren Tagen in dem Aufstand des Mahdi beobachten können.

Der Gott nun, auf den Moses sein Vertrauen setzte, konnte nur der Gott der Väter, d. h. der jetzt auf dem Sinai unter dem Namen Jahve verehrte alte Mondgott sein. Für ihn war jetzt die kritische Stunde gekommen, da er beweisen sollte, daß er die Seinen nicht nur auf ihren nächtlichen Wanderungen freundlich begleiten und die Zeiten bestimmen und das Wetter regulieren konnte, sondern daß er auch die Macht besaß, den Seinen in schweren Nöten und Gefahren hülfreich beizustehen und in die Völkergeschicke mit starker und gerechter Hand einzugreifen. Ob er das vermochte oder nicht, davon hing es jetzt am letzten Ende ab, ob er für das Bewußtsein der Israelstämme bis auf weiteres eine gütige und freundliche Astralgottheit bleiben würde, die sich mit anderen Gottheiten in das Regiment des Himmels und die Regulierung atmosphärischer Vorgänge teilte, oder ob er ein Gott war, der mit souveräner Macht über den Sternen und in der Geschichte seines Volkes waltete. Erwies er sich als ein solcher, so hatte jetzt die Geburtsstunde einer neuen Religion geschlagen.

Jena. Prof. D. Baentsch.

*) Daß die Exodus-Tradition von diesen Stämmen nichts meldet, erklärt sich daraus, daß sie die gesamten Israelstämme nach Ägypten verlegt hat. Die Reise des Moses gerade nach Midian schwebt so gewissermaßen in der Luft.

Hausraths Lutherbuch.*)

Von Professor H. Holtzmann.

Rascher als wir zu hoffen wagten, ist dem ersten, in Nr. 22 dieser Blätter besprochenen Bande der nicht bloß viel gerühmten, sondern tatsächlich auch viel gelesenen Lutherbiographie der zweite nachgefolgt. Er behandelt die Zeit von 1523—1546, d. h. aber eine zunächst abwärts gleitende, nachgehends auch wieder mannigfach aufsteigende Bewegung. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß auch der Stern des Helden selbst, nachdem er im Anfang der zwanziger Jahre seinen Höhestand erreicht hatte, nunmehr sich zu senken und zu trüben beginnt, um freilich auch immer wieder neu aufzuleuchten.

Es liegt in keiner Weise an der immer gleich fesselnden Darstellung, sondern durchaus an dem darzustellenden Stoff selbst, wenn die Lektüre zuweilen weniger erfreulich und erhebend zu wirken scheint. Denn einen gewissen Niedergang bringen die Jahre bis mindestens 1530 zweifellos. „Der Frühling der Reformation hatte abgeblüht. Luther schritt nicht mehr, wie in den sieben ersten Jahren seiner Tätigkeit, von Erfolg zu Erfolg“ (S. 62), ja er „selbst war ein anderer geworden“ (S. 102). Mancherlei liegt ihm jetzt zu vertreten ob, was nicht mehr das Prinzip, sondern „die schlechte Wirklichkeit“ ihm auferlegt (S. 104). So wenig er für die Erhebung der Ritterschaft unter Sickingen gegen die geistlichen Fürstentümer und gleich darauf der Bauern gegen Fürsten, Priester und Adel verantwortlich zu machen ist, so bedeutet der Ausgang beider Aktionen doch einen empfindlichen Rückgang für seine Sache, ja auch für die Schätzung seiner Person. Die Ritter waren noch in der Schrift an den Adel der deutschen Nation als Freunde des von Kaiser und Reich Geächteten erschienen und gar manches Wörtlein, das ihm seither entfahren war, lautete wie ein Signal zum gewaltsamen Vorgehen gegen die „Pfaffen“ (S. 3 f.). Nicht minder sind es gefährliche Wege, darauf er zuweilen unmittelbar vor dem Bauernkrieg einherstürmt, da er gelegentlich die Mehrzahl der deutschen Fürsten, weil sie das Evangelium darniederhalten, ziemlich unverblümt als „die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden“ ihren Untertanen zu entsprechender Wertschätzung empfiehlt (S. 11). Aber nicht lange dauert es, so liegen die Dinge ganz anders und die Fürsten werden mit flammenden Worten aufgerufen zum Hauen, Würgen und Stechen auf die tollwütige Bauernschaft, die ihre Büberei aus dem Evangelium rechtfertigen wolle. Alles sehr begreiflich! Aber ein Sturm des Unwillens bricht nun doch gegen den Mann los, der zu den jetzt über die Geschlagenen ergehenden barbarischen Blutgerichten seinen Segen gesprochen zu haben schien. „Der Mönch, der acht Jahre lang der Held der Nation gewesen, war jetzt auf einmal der unpopulärste Mann in ganz Deutschland“ (S. 58). Und wo möglich noch größeren Abbruch tat seinem persönlichen Ansehen, man möchte fast sagen: dem Glauben an seine Person, die Art, wie er, nachdem eben erst die von den Schwarmgeistern und den Bauernführern ausgegangenen Wirren mit Mühe beschwichtigt waren, nunmehr losfuhr gegen die Schweizer und die mit ihnen Gleichgesinnten in Süddeutschland. „Seit dem Beginn dieses unseligen Streites war Luthers Ansehen hier nicht mehr dasselbe. Man ließ sich die Freude an Zwinglis Erfolgen dadurch nicht verderben, daß Luther in denselben nur teuflisches Blendwerk sah“ (S. 219).

Hausrath nennt den Abendmahlsstreit „die traurigste Episode der Reformationszeit“ (S. 354); aber gerade ihre Behandlung bildet einen Glanzpunkt seiner Darstellung. Dieselbe ist eben so weit entfernt von unhistorischer Beurteilung bezw. Verurteilung eines auf diesem Punkt noch wesentlich mittelalterlich gestimmten, zuletzt gelegentlich sogar zur Anerkennung dinglicher Heiligkeit bereiten (S. 475) Empfindens und Denkens, wie von unwahrhaftiger, schönfärbender Parteinahme, wie solche bis zur Stunde noch von einem fanatischem Unverstand geübt wird, der den „Helden von Marburg“ dem „Helden von Worms“ gleichstellen möchte. Unbedingte Zustimmung wird unser Verfasser in der Beurteilung von Luthers Auftreten gegen Zwingli finden, wenn er die schon aus den Naturwurzeln beider Persönlichkeiten, aus der Umgebung ihrer Jugendzeit, aus den über der beiderseitigen Entwicklung leuchtenden Sternen oder Unsternen, endlich auch aus den Unterschieden ihres Bildungsganges sich mit Notwendigkeit ergebenden Gegensätze beleuchtet, die sich hier aufgetan haben (S. 192 f.). Er bringt sie gern unter die Kategorien Mystik und Rationalismus, wobei man sich übrigens gegenwärtig zu halten hat, daß mit jener lange nicht die ganze Theologie Luthers gekennzeichnet und mit dieser keineswegs ein abschätziges Urteil ausgesprochen werden soll. Daß der Darsteller im Abendmahlsstreit zwar „eine Wendung, aber keinen Fortschritt“ erkennt (S. 212), hindert ihn nicht, an der Formulierung von Urteilen über Luther wie: „Mag der Eigensinn tadelnswert sein, mit dem er wegen der einen Lehre sich die Glaubensgemeinschaft mit den Schweizern überhaupt verbat, so steht Luther doch darin über seinen Gegnern, daß ihm nur die religiöse Frage am Herzen lag, ohne alle weltlichen Nebenrücksichten“ (S. 242). Nur ganz beiläufig sei übrigens anläßlich dieser „weltlichen Nebenrücksichten“ die Frage gestreift, ob uns der vereinigte Widerstand des sächsisch-hessischen und des süddeutsch-schweizerischen Protestantismus nicht die Gegenreformation und den Dreißigjährigen Krieg erspart hätte (vgl. S. 224, 239, 335). Sicher ist, daß, wenn ein solcher Zusammenschluß nicht erreichbar war, dies einzig und allein an der Persönlichkeit Luthers gelegen war. „Dieselben Charaktereigenschaften des großen Mannes, die die neue Kirche gegründet hatten, wurden seit diesem heillosen dogmatischen Zerwürfnis der hauptsächlichste Grund ihrer Spaltung und dauernden Zerrüttung“ (S. 254). Gleichwohl wird man nicht besorgen dürfen, sich von der Auffassung des Verfassers allzuweit zu entfernen, wenn man diese Eigenschaften mit einem starken Stich ins Menschliche sich auswirken läßt. In den ersten Anfängen des Streites, da Luther es noch lediglich mit Karlstadt zu tun hatte, hat er es mit Antworten noch keineswegs sehr eilig und denkt, wie dann auch wieder zur Zeit der Wittenberger Konkordie (S. 361), an die heilende Kraft der Zeit. „Man möchte wohl wünschen, Luther hätte nach diesem Vorsatz gehandelt, statt sich mit solcher Leidenschaft in den verhängnisvollen Abendmahlsstreit zu stürzen“ (S. 46), zumal da zu diesem doch nicht bloß „seine ganze mystische Natur“ drängte, sondern er sich merkbarst auch für die eigene Autorität wehrte. „Herrisch und hochfahrend war er in den Streit eingetreten . . . und nun konnte er nicht mehr zurück. Nach den starken Trümpfen, die er sofort ausgespielt hatte, hätte ein Rückzug eine Niederlage bedeutet“ (S. 223). „Die Rechthaberei und Streitsucht, die die andere Seite seiner Glaubensfestigkeit war und die man schon zu Erfurt, Wittenberg und Leipzig an dem jungen Mönche beklagt hatte, war nach so vielen siegreichen Kämpfen naturgemäß nicht geringer geworden und Oldekop konnte jetzt erst mit Fug schreiben: He wolde in allen Disputationibus recht hebben und zankede gern“ (S. 189). Was er in dieser Stimmung an Verunglimpfung seiner Schweizer Rivalen leisten konnte, übersteigt jedes verzeihliche Maß, und es ist nicht zu hart, wenn Hausrath von der Schrift „Daß diese Worte Christi ‚Das ist mein Leib‘ noch feststehen wider die Schwarmgeister“ urteilt: „Sie war die Schrift eines kranken Mannes, der die Herrschaft über sich verloren hat.“ „Heftig kann man die Schrift nicht mehr nennen, sie ist unwürdig in der Art, wie sie die den Gegnern heilige Vorstellungen durch den Kot schleift“ (S. 217). Nicht anders beurteilen wir auch sein fortgesetztes Jubilieren über Zwinglis ehrlichen Tod (S. 328 f.). Ohne Schädigung ist das alles an Luthers Seele auch nicht vorübergegangen. Auch noch später redet er selbst von den „trüben Wassern“, die der Gedanke an den Abendmahlsstreit immer wieder in

*) Luthers Leben von A. Hausrath. Bd. 2, 504 S. Berlin. Grothe. 1904. Preis 9 Mk.

ihm aufwühle (S. 259). Daß aber Luther im Alter milderen Gemüts geworden sei, ist eine Mär, wie jeder zugestehen wird, der sich das letzte Buch wider das „vom Teufel gestiftete Papsttum" (S. 479 f.), die Brandschriften gegen die Juden (S. 442 f.) und zum Schlusse noch die völlige Verdammnis der Schweizer (S. 476 f.) zu Gemüte führt.

Aber wie bald nach der Marburger Scene der Aufenthalt auf der Feste Koburg seiner Natur wieder ihr schönes Gleichgewicht zurückgab, so daß, als im Sommer 1530 Melanchthon und die Fürsten in Augsburg diplomatisierten, er, der Abwesende, sich doch als das richtige „Rückgrat der Reformpartei" bewähren konnte (S. 286) und er sich neben beiden streitenden Heerlagern als eine Großmacht für sich ganz allein konstituieren mußte (S. 298), so dürfen wir doch auch schon unter den schlimmsten Stößen der zwanziger Jahre den echten, den guten, den wahren Luther auf den meisten Gebieten seines rastlosen Tuns begrüßen. Herzerfreuend lesen sich in Hausraths Darstellung vor allem das neunundzwanzigste Kapitel von der Lutherbibel mit seinem Nachweis der sprachschöpferischen Wunderkraft des Übersetzers (S. 134 f.) und nicht minder das dreißigste „Luther als Dichter" mit seinen Ausführungen über Luthers entscheidende Tat bezüglich des Kirchenliedes (S. 156), wobei insonderheit auf die mehrfach aufgenommene Untersuchung über die Entstehungszeit von „Ein feste Burg" (S. 153 f., 231, 254 f.) aufmerksam zu machen ist. Das gleiche Kapitel bringt außerdem eine lange Reihe von sprichwörtlich ausgemünzten Redeweisen und geflügelten Worten, die irgendwie auf Luther zurückgehen (S. 162 f.). Man könnte dieses Register noch erheblich erweitern durch anderweitige Beigaben, z. B. der Rede von den „aufeinanderplatzenden Geistern" (S. 34), oder durch Sentenzen wie „Wo die Glocke an einem Ort berstet, klingt sie nicht mehr und ist ganz untüchtig" (S. 477). Beiläufig gesagt vernehmen wir auch, diesmal aus Münzers Mund, die unsere unmittelbare Gegenwart anheimelnde Gleichung „Bibel — Babel" (S. 33).

Die Zeit nach 1530 weist eine immer wachsende Belastung der Sache der Reformation mit politischen Sorgen und Nöten auf, und auch an Luther selbst erweist wenigstens in dem verdrießlichen Handel um die Doppelehe des Landgrafen die Politik ihre zersetzende und fressende Macht (S. 400, 403 f.). Vor allem aber erfüllen sich die Geschicke Deutschlands auf Jahrhunderte hinaus, indem jetzt der Schmalkaldische Bund, nicht minder aber auch der schon 1524 zwischen Österreich und Bayern geschlossene katholische Sonderbund (S. 23 f.) dem Dualismus eines protestantischen Nordens und eines katholischen Südens zum Dasein verhelfen, wie er im wesentlichen noch heute besteht und der deutschen Reichspolitik jeweils ein mehr oder minder unsicheres und zweideutiges Gepräge verliehen hat. Im Gegensatz zu Zwingli war freilich die Politik Luthers Sache weniger. Vielfach wollte und will noch jetzt dieser Mangel schmerzlich empfunden werden um der oben angedeuteten üblen Folgen willen. Unser Verfasser neigt seinerseits eher dazu, dem deutschen Protestantismus zu dieser negativen Eigenschaft seines Begründers Glück zu wünschen, ja diesem einen sicher leitenden Instinkt für das Richtige und Heilbringende auch auf solchem Gebiete zuzuerkennen (S. 256, 317 f., 325 f., 328 f., 363, 492). Sicher ist, daß Luther seinen berufsmäßig diplomatisierenden Freund, den Magister Philippus, an richtigem Blick in die jedesmalige Sachlage, vor allem auch in die letzten Motive und Absichten der Gegner, weit überragt (vgl. S. 291 f.), wie es denn andererseits auch wieder keinen rührenderen Beweis für seine Noblesse gibt, als die Großmut, mit der er den nicht grundlos verdächtigten Kampfgenossen fast immer in Schutz nimmt und mit wohlwollender Auslegung seine Winkelzüge und Fehlgänge deckt (S. 312, 410, 468 f.). Andererseits verraten auch Luthers letzte Äußerungen über das vermeintlich totgeschlagene Papsttum eine völlige Täuschung über die wahre Sachlage (S. 481 f.). Verstand er sich aber auch nur sehr mäßig auf die großen Welthändel, so hat er dagegen für das im Interesse seiner neuen Gemeinde Erforderliche, vor allem auch für das jeweils Erreichbare, stets einen gesunden, durch himmelfliegende Ideale, auch wo es die eigenen waren, niemals beirrten und getrübten Blick bewiesen. An harten Konflikten und grellen Dissonanzen zwischen unleugbaren Forderungen des Prinzips und einer auf die Bedürfnisse des „gemeinen Volks" zugeschnittenen Praxis konnte es natürlich niemals fehlen. Davon zeugt namentlich die nur mühsam unter großen Schwankungen fortschreitende Kultusreform, in deren Verlauf Luther sich zeitweilig (es war im Kampf gegen die „Rottengeister" und „himmlischen Propheten") bis zur Elevation und der Kommunion unter Einer Gestalt zurückdrängen ließ (S. 115). Auch unser Verfasser schreibt: „Eine gewisse Unsicherheit und unbestreitbare Selbstwidersprüche in Luthers Verhalten verschleppten diese Reform sehr zu ihrem Nachteil" (S. 114). Auch wenn er zu den Pflichten des Landesherrn Ausübung des Kirchenzwanges und Verhinderung zwiespältiger Predigt an einem und demselben Ort zählt, erweist er sich eben nur als Sohn einer Zeit, welcher „Toleranz im modernen Sinne so unbekannt war, wie Luftschiffahrt oder Telegraphie" (S. 120). Aber die freie evangelische Gemeindekirche, wie sie dem Prinzip des allgemeinen Priestertums entspricht, hat auch ihr begeisterter Anhänger, der Landgraf von Hessen, nicht aufzurichten vermocht. Möglich war, in Deutschland wenigstens, wo die Reform in die Hände der Fürsten zu liegen kam, nur das landesherrliche Kirchenregiment, und allein unter dieser Decke war hier der Protestantismus auf Jahrhunderte hinaus geborgen (S. 103, 122 f.). Es war dies nicht sowohl Luthers bewußte und beabsichtigte Wirkung, als vielmehr einfach die Logik der Tatsachen, unter deren Zwang sich die Entwicklung vollzog. Mit voller Darangabe aller Kräfte aber, zeitweilig sogar unter eigener Lebensgefahr (S. 57), widmete er sich als Organisator und Visitator dem Aufbau der Kirche in kursächsischen Landen, versah in Wittenberg, wenn Bugenhagen auswärts die Reformation norddeutscher Städte und Territorien zu besorgen hatte, dessen Pfarrei an der Stadtkirche, hielt täglich Andachten im Hause und Vorlesungen auf dem Katheder und präsidierte, früher scharf und schneidig, später humoristisch und freundlich, den akademischen Disputationen. Und dabei war der stets von Krankheitsanfällen, von Herzschwäche und Steinleiden geplagte Mann noch beständig von einer Fülle von außeramtlichen Geschäften überfallen, die selbst den Rüstigsten erdrücken konnte. „Wo ein Pfarrer sich mit seiner Gemeinde nicht vertrug, wo eine Gemeinde über ihren Prediger zu klagen hatte, wo ein Schwarmgeist eine neue Lehre sich ergrübelte oder den jüngsten Tag berechnete, wo ein Edelmann sich am Pfarrgut vergriff, wo die Bauern ihre Gefälle weigerten, wo eine Stadt ihr Kloster säkularisieren wollte, wo ein Landesherr sich neue Projekte der Kirchenzucht, der Verfassung oder des Gottesdienstes ausgedacht hatte, wo Mönche oder Nonnen als reformierte Stifte fortzudauern wünschten, wo über eine Reform oder Säkularisation Streit ausbrach, wo ein Mißhandelter oder Verfolgter keinen Helfer auf Erden mehr wußte, wo ein Fürst, wie Christian II., im Kerker seines Gegners schmachtete, immer schrie sofort alles nach Doktor Martinus" (S. 332 f.). Dieser stets im Feuer stehende Doktor Martinus aber war zugleich ein treuer Hausvater, der drei Knaben und zwei Töchter erzogen und das ihm vom Kurfürsten geschenkte Heim, sein ehemaliges Kloster, gewöhnlich von Gästen und Kostgängern aller Art voll hatte. „Das evangelische Pfarrhaus", so lautet die Überschrift des einunddreißigsten Kapitels, das uns in jenes traute Familienleben einführt, an welchem das ganze evangelische Deutschland zum eigenen Heil und Segen gemütvollen Anteil nahm und das auch in das Leben des alt, verbittert und verdüstert gewordenen Mannes noch letzte Sonnenblicke fallen ließ (S. 439). Im übrigen ist es freilich ein Wehmut erregendes Bild, das uns von dem müden und reizbaren, in widrige Universitätshändel verwickelten, quälende körperliche Gebrechen in Zornesausgüssen austobenden, mit allem unzufriedenen und jeden Widerspruch

gegen das Wittenberger „neue Papsttum“ (S. 474) auf den Teufel zurückführenden Greis entworfen wird. „Seit dem unseligen Streit mit den Schweizern hatte sich Luthers Gesichtskreis unglaublich verengert und in den letzten Lebensjahren galt sein Hauptinteresse Streitfragen, von denen die Zukunft der evangelischen Kirche überhaupt nicht abhing“ (S. 454). „So war aus der großen Reformbewegung ein unerquickliches Theologengezänk geworden, bei dem sich Leute wichtig machten, die ohne solche Zänkereien nicht die mindeste Wichtigkeit gehabt hätten“ (S. 469). Was die „Grickel und Fäckel“ derartiges leisteten, waren Vorspiele zu den Kontroversen der Konkordienformel, „an die sich das entsetzliche Geschlecht der lutherischen Streittheologen anhängte“ (S. 465).

Eines wollen und sollen wir als Protestanten auch aus der Betrachtung weniger erfreulicher Züge im Wirken unserer Reformatoren lernen. Indem wir eine hämische Kritik dieser Heldengestalten, wie sie jüngst Denifle bei völligem Mangel an Verständnis für die Größe ihrer Aufgaben und Leistungen geübt hat, zurückweisen, können wir eine Licht und Schatten gerecht verteilende Beurteilung, der es überall einzig und allein um geschichtliche Wahrhaftigkeit zu tun ist, sehr wohl vertragen; ja wir fordern eine solche mindestens mit dem gleichen Rechte, das uns auf Kritik auch der prophetischen und apostolischen Schriften verweist. „Heilig“ sind uns auch die Reformatoren nicht; unser Gottesbewußtsein, unser Glaube ist von dem Urteil über ihre Persönlichkeiten unabhängig Wer eine Darstellung der Reformation, wie sie hier oder in dem mehrfach (S. 28, 482) rühmlich erwähnten Buch von F. von Bezold gegeben ist, nachdenklich zu Herzen nimmt, der sieht sich vor eine wahrhaft phänomenale Tatsache von allererster weltgeschichtlicher Bedeutung gestellt. Überall neben einzelnen heroischen Unternehmungen und Großtaten eine jeden Erfolg sofort wieder in Frage stellende Menge von Fehltritten und Mißgriffen, von die hohe Idee schwer kompromittierenden Entgleisungen der Führer und von gemeinschädlichen Eruptionen der Selbstsucht des von sich nicht loskommenden Individuums, als ob es nur darauf angekommen wäre, zu zeigen, daß dieselben Faktoren, welchen der Sieg zu verdanken war, es mindestens eben so gut auch verstanden hätten, diesen in Niederlagen zu verwandeln, während es doch galt, den Widerstand einer ganzen Welt, übermächtig an Gewaltmitteln wie an List und praktischer Klugheit, zu brechen. Fürwahr, einer Bewegung von so elementarer, selbst die eigenen Träger beschämender Urkraft gegenüber ist kein anderes Bekenntnis am Platze als „Mit uns'rer Macht ist nichts getan“. Nur mit einer dieser Stimmung entsprechenden Scheu und Ehrfurcht können wir dann aufsehen zu den persönlichen Organen, durch welche eine höhere Macht die Menschheit ihrem Ziele entgegendrängt und sogar alle Arten von Menschlichem und Allzumenschlichem, das an jenen haftet, sich dienstbar macht. Wir treiben keinen Kultus mit ihnen. Aber wir denken von ihnen, wie Butzer in einem Moment, da er unter dem frischen Eindruck von Luthers Persönlichkeit stand, von diesem schreibt (S. 313): „Also hat ihn uns Gott geschenkt, und also müssen wir ihn gebrauchen.“

Leipzig und Worms.

Landgerichtsrat a. D. Kulemann-Bremen schreibt uns:

Die Versammlungen in Leipzig und Worms haben stattgefunden, und es wird unsere Leser interessieren, etwas über ihren Verlauf zu erfahren. Nun ist freilich in beiden Orten beschlossen, der Presse über die eigentlichen Verhandlungen nur einen authentischen Bericht zugehen zu lassen und im übrigen die Öffentlichkeit auszuschließen, aber auch innerhalb des so gezogenen Rahmens läßt sich manches sagen, was für weitere Kreise Wert haben dürfte.

Um das Ergebnis vorweg zu nehmen, so darf man den Verlauf beider Versammlungen als hocherfreulich bezeichnen. Ich habe in meinem Aufsatze in No. 40 d. Bl. das Mißtrauen großer liberaler Kreise gegen das geplante Unternehmen als durchaus begreiflich und natürlich anerkannt, und, obgleich ich aus den dort angegebenen Gründen die Beteiligung des Liberalismus als notwendig bezeichnete, so habe ich doch kein Hehl daraus gemacht, daß auch ich jenes Mißtrauen bis zu einem gewissen Grade teilte. Aber ich muß sagen, daß dasselbe bei mir in dem weiteren Verlaufe der Dinge von Schritt zu Schritt geringer geworden ist und schließlich der ganz sicheren Überzeugung Platz gemacht hat, daß bei denjenigen Vertretern der Rechten, die in Leipzig und Worms in den Vordergrund traten, die feste Absicht besteht, mit der Linken ehrlich zusammen zu arbeiten und die Parteigegensätze soweit zurück zu drängen, wie dies überhaupt heute möglich ist.

Ich muß ja zugeben, daß das zunächst ein rein subjektiver Eindruck ist, dessen Berechtigung sich nicht zwingend beweisen läßt. Aber wenn ein Mann, wie lic. Weber, der bekannte Gesinnungsgenosse und persönliche Freund Stöckers, an dessen Ehrenhaftigkeit und Ehrlichkeit aber auch seine entschiedensten Gegner nicht zweifeln, in Worms mit einer Schärfe, die von einem liberalen Redner nicht hätte überboten werden können, gegen die „theologischen Zänkereien“ zu Felde zog, die an dem ganzen Unheil der Zersplitterung des Protestantismus schuld seien und jetzt endlich aufhören müßten, und wenn diese Äußerung den stürmischen Beifall der ganzen großen Versammlung entfesselte, so bleibt doch eigentlich nichts anderes übrig, als die Annahme, daß auch auf der Rechten die Überzeugung durchdringt, daß praktische kirchliche Arbeit möglich ist, ohne die dogmatischen Fragen aufzuwerfen. Ich selbst fand warme Zustimmung, als ich erklärte, daß es in unserer höchst traurigen kirchlichen Entwicklung der letzten 10—20 Jahre zwei erfreuliche Lichtpunkte gäbe, nämlich einerseits die wieder aufsteigende Linie des religiösen und kirchlichen Interesses im allgemeinen und andererseits die Abschwächung des Parteigegensatzes, daß die letztere vielleicht zum größten Teil der Bedrängung durch den gemeinsamen Feind, den Ultramontanismus zu danken sei, daß aber auch andere Anzeichen für eine beginnende Annäherung vorlägen. Ich dachte dabei an die oft betonte Tatsache, daß die alte unverfälschte Orthodoxie selbst auf der Rechten, soweit es sich um deren wissenschaftliche Vertreter handelt, nicht mehr aufrecht erhalten wird und nur noch in zurückgebliebenen Kreisen von Pastoren und Laien ihren Stützpunkt hat. Aber auch das ist meines Erachtens unzweifelhaft, was ich, ohne Widerspruch zu finden, hinzufügte, daß, wenn einmal die Abschwächung des Gegensatzes so weit gediehen ist, um ein gemeinsames Zusammenarbeiten zu ermöglichen, dann notwendig diese Entwicklung progressiv weitergehen muß, da nichts so geeignet ist, die dogmatischen Unterschiede zurückzudrängen und das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu steigern, wie die gemeinsame Arbeit. Das aber ist gerade das Ziel des Liberalismus, denn, soweit er nicht selbst intolerant wird, will er ja gar nicht die orthodoxe Auffassung ausrotten oder unterdrücken, sondern er fordert nur, daß niemand in der Vertretung seiner persönlichen Überzeugung beeinträchtigt werde. Jede Einschränkung, die das dogmatische Gebiet erfährt, liegt in der Richtlinie des undogmatischen Christentums und ist ein Gewinn des Liberalismus.

Ich will nicht verschweigen, daß ich unter dem hier geschilderten Eindrucke der Verhandlungen soweit gegangen bin, einen Plan fallen zu lassen, mit dem ich nach Leipzig und Worms gereist war, nämlich in der zu beschließenden programmatischen Erklärung irgendwie zum Ausdruck zu bringen, daß bei dem beabsichtigten Unternehmen und insbesondere bei der erhofften synodalen Organisation beide Richtungen gleichmäßig vertreten sein müßten, wie ich es in meinem eingangs erwähnten Aufsatze gefordert hatte. Ich habe in Leipzig den Gedanken ausgesprochen, ihn aber nicht zum Gegenstande eines Antrages gemacht, da ich das

Gefühl hatte, daß ich dadurch in die so völlig harmonisch verlaufenen Verhandlungen einen störenden Mißklang bringen würde. In Worms habe ich ganz von einer Erörterung des Punktes Abstand genommen, da die im Anschluß an die Sitzung des Freien Evangelischen Zentralausschusses von mir berufene liberale Konferenz einstimmig der Ansicht war, daß zu dem Mißtrauen, das immerhin in einem solchen Antrage gefunden werden könne, keine Veranlassung gegeben sei und daß nötigenfalls in dem weiteren Verlaufe der Dinge sich Gelegenheit bieten werde, darauf zurückzukommen. Übrigens enthält der Umstand, daß alle drei Referenten übereinstimmend das gleichberechtigte Zusammenwirken beider Richtungen mit aller Schärfe betont hatten und daß hiergegen aus der Versammlung heraus nicht der geringste Widerspruch erhoben, sondern im Gegenteil derselbe Gedanke wiederholt betont wurde, einen ausreichenden Ersatz für eine formelle Festlegung.

In einem nicht unwichtigen Punkte, der für eine ablehnende Haltung geltend gemacht werden könnte, sind sogar die von mir selbst in meinem früheren Aufsatze erwähnten und als an sich berechtigt anerkannten Bedenken inzwischen dadurch beseitigt, daß sie mir als auf unrichtiger tatsächlicher Unterlage beruhend nachgewiesen sind, nämlich insofern, als ich damals als feststehend angenommen hatte, daß der Plan der Wormser Tagung in den Kreisen um Stöcker und insbesondere den unter seinem Einflusse stehenden Pfarrvereinen seinen Ausgangspunkt habe. Mir ist von durchaus unterrichteter Seite mit größter Bestimmtheit versichert, daß Stöcker, der übrigens in Leipzig und Worms weder anwesend war, noch auch nur erwähnt wurde, erst in dem letzten Stadium der Vorbereitungsverhandlungen um seine Unterschrift angegangen sei, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil man ihn als Mitglied der Preußischen Generalsynode nicht habe umgehen können, ohne große Kreise vor den Kopf zu stoßen. Ebenso hat ein selbst dem Vorstande des Verbandes deutscher Pfarrervereine angehörender liberaler Geistlicher mir durch Thatsachen nachgewiesen, daß in dem Verbande die liberale Richtung durchaus als gleichberechtigt behandelt wird.

Kann ich nach alledem hinsichtlich des gegenseitigen Verhältnisses der beiden kirchlichen Parteien mein günstiges Urteil nur aufrecht erhalten, so ist damit allerdings noch nichts darüber gesagt, wie hoch man die Aussichten für Erreichung des angestrebten konkreten Zieles, nämlich der Schaffung einer Reichssynode einschätzen darf. Dabei bemerke ich, daß, wenn gegen diese Bezeichnung lebhaft protestiert und darauf hingewiesen wurde, daß ein Organ, das zu dem Kirchenausschusse in einem ähnlichen Verhältnisse stehen solle, wie der Reichstag zum Bundesrate, völlig unmöglich sei, mir das mehr ein Streit um Worte zu sein scheint; aber trotzdem mag man ja lieber die in Worms gewählte Bezeichnung „Synodalrat" anwenden. Selbst eine solche bloß beratende Körperschaft würde nun aber, wie uns in Leipzig von berufenster Seite nachgewiesen wurde, zweifellos auf den Widerspruch von Bayern, vielleicht auch von Mecklenburg und einzelnen anderen Ländern stoßen. Für Bayern ist insbesondere in Betracht zu ziehen, daß, selbst wenn die Regierung geneigt sein sollte, die Ausführung trotzdem an dem Umstande scheitern müßte, daß er eine Verfassungsänderung voraussetzt, die von der bayerischen Zentrumspartei niemals bewilligt werden würde. Es bleibt also nur die Möglichkeit, einen Synodalrat für diejenigen evangelischen Landeskirchen zu schaffen, in denen man ein Entgegenkommen dafür finden wird, und den späteren Anschluß der heute widerstrebenden der Zukunft vorzubehalten. Aber ob selbst in diesem engen Rahmen die Verwirklichung des Planes in absehbarer Zeit gelingen wird, ist mit irgend welcher Sicherheit jetzt noch nicht zu beurteilen. Um nicht eine Zurückweisung zu provozieren und dadurch die Aussichten für ein späteres Gelingen zu beeinträchtigen, wurde sowohl in Leipzig wie in Worms beschlossen, von einer formellen Petition an den Kirchenausschuß, die eine Beantwortung erfordern würde, abzusehen und dem eingesetzten Ausschusse zu überlassen, in der ihm geeignet scheinenden Form mit dem Kirchenausschusse in Beziehung zu treten.

Auch noch in zwei anderen Punkten, die eine gewisse prinzipielle Bedeutung haben, wurde in Worms der ursprüngliche Entwurf abgeändert.

Der erste bezieht sich auf die Stellung zum politischen Leben. Der Entwurf empfahl allen deutschen evangelischen Männern, bei Reichstags-, Landtags- und Stadtwahlen, sofern es sich nicht um besondere Ausnahmefälle handele, ihre Stimme keinem Kandidaten zu geben, der den protestantischen und deutsch-nationalen Lebensinteressen ablehnend oder gleichgültig gegenüberstehe. Danach hätte die bloße kirchliche Gleichgültigkeit in der Regel ausreichen müssen, einen sonst durchaus geeigneten Reichstagskandidaten auszuschließen, und das war, ganz abgesehen von der Vorfrage, ob man überhaupt die Politik in den Kreis der kirchlichen Tätigkeit ziehen soll, jedenfalls viel zu weit gegangen. Ebenso ist der Ausdruck „deutsch-nationale Interessen" von kautschukartiger Unbestimmtheit und gestattet die widersprechendsten Auslegungen: der Flottenverein wird ihn ganz anders verstehen, als ein Anhänger der freisinnigen Volkspartei, der doch trotzdem gewiß lebhaftes kirchliches Interesse haben kann. Die jetzt beschlossene Fassung, dahin zu wirken, daß bei politischen Wahlen neben anderen Gesichtspunkten auch die Stellung zu den kirchlichen Interessen in Betracht gezogen werden solle, wird von niemandem, der selbst ein solches Interesse empfindet, beanstandet werden können, und ebensowenig wird man etwas dagegen einwenden können, daß diese Forderung mit der Behauptung begründet wird, die Lebensinteressen des Protestantismus seien im Grunde zugleich auch diejenigen des deutschen Volkes.

Die zweite Abweichung von dem Entwurf hat freilich in dem Wortlaute des Beschlusses keinen Ausdruck gefunden, ist aber von dem Vorsitzenden ausdrücklich und ohne Widerspruch als Ansicht der Versammlung festgestellt, sodaß ich meinen in dieser Richtung gestellten Antrag zurückziehen konnte. Die Teilnahme an dem gegründeten „Freien Verbande deutscher evangelischer Synodalen" ist nämlich nicht nur denjenigen gestattet, die zur Zeit Mitglieder einer deutschen Synode sind, sondern ebenso auch allen Personen, die irgend einmal einer synodalen Körperschaft irgendwelcher Art und Ordnung angehört haben. Obgleich man vielleicht noch weiter hätte gehen und auch Mitglieder der Kirchenvorstände hätte zulassen können, so ist doch die beschlossene Änderung von großer grundsätzlicher Bedeutung. Gegen den ursprünglichen Vorschlag, aus den Mitgliedern der bestehenden Einzelsynoden eine Art Reichssynode zu schaffen, war ein Bedenken von großer Tragweite zu erheben, nämlich, daß durch einen privaten Entschluß Abgeordnete, deren Befugnis gesetzlich auf den Rahmen einer bestimmten Landeskirche beschränkt ist, unter Überschreitung dieser Grenze zu einer Körperschaft zusammentreten sollten, um Beschlüsse zu fassen, die nur einer gesetzlich begründeten Organisation zustehen würden. Die Parallele des Vorpalamentes von 1848 lag nahe und zeigte das dem Gedanken inne wohnende revolutionäre oder mindestens illegitime Moment. Diesem Bedenken ist jetzt die Spitze abgebrochen, denn die Männer, die künftig zu Versammlungen zusammentreten, tun dies nicht in ihrer Eigenschaft als Synodale, die sie ja zum Teil gar nicht besitzen, sondern als Privatleute, und der Umstand, daß sie einmal durch das Vertrauen ihrer Gemeindegenossen, mit einem synodalen Amte betraut worden sind, bildet nur das Motiv, weshalb man gerade sie eingeladen hat.

Die Tragweite dieses Unterschiedes schien mir in Worms nicht recht zum Bewußtsein gelangt zu sein — sonst würde man auch wohl kaum auf eine ausdrückliche Formulierung verzichtet haben —, aber für die Aufnahme der gefaßten Beschlüsse in der Öffentlichkeit und seitens der Regierungen kann die beschlossene Änderung von großer Bedeutung werden.

Hiermit im Zusammenhange steht auch die gewählte Firma. Der „Verband deutscher evangelischer Synodalen" will nicht selbst schon der „Synodalrat" sein, dessen Schaffung er anstrebt, sondern er will nur dahin wirken, daß dieses auf kirchengesetzlichem Wege ins Leben gerufen wird. Das schließt nicht aus, daß er bei seinen Jahresversammlungen sich mit Fragen beschäftigt, die auch Beratungsgegenstände eines „Synodalrates" sein würden; aber man tut dies nur im Sinne einer Beeinflussung der öffentlichen Meinung, wie sie jedem Mitgliede einer deutschen Kirchengemeinde zusteht.

Die Frage, ob der Verband, sobald sein Ziel, die Schaffung eines Synodalrates, erreicht sein sollte, vom Schauplatze abzutreten haben würde, wurde ausdrücklich als offene bezeichnet, ja, es fehlte nicht an Stimmen, die selbst für diesen Fall das Fortbestehen einer freien synodalen Vereinigung als nützlich oder gar notwendig bezeichneten.

Da auch in Leipzig eine „freie deutsche evangelische Konferenz", die regelmäßige Sitzungen abhalten soll, begründet wurde, so ist die Frage nach dem Verhältnisse beider Organisationen zu einander berechtigt, und man kann zweifelhaft sein, ob beide eigentlich so recht neben einander Platz haben. Es wurde ferner sowohl in Leipzig wie im Worms die Frage aufgeworfen, ob eine Aufgabe, die nach den gefaßten Beschlüssen neben der Schaffung eines Synodalrates verfolgt werden soll, nämlich eine Verbindung zwischen den schon heute bestehenden „Arbeitsgemeinschaften" (Evangelischer Bund, Gustav Adolf-Verein, Zentralausschuß für innere Mission usw.) herzustellen, angesichts der erst vor kurzem erfolgten Gründung der „Zentralstelle für das evangelische Deutschland" überhaupt noch berechtigt sei. Ich sehe in der Tat an dieser Stelle den schwächsten Punkt des ganzen Unternehmens. Es ist recht schön, Organisationen für an sich erstrebenswerte Ziele zu schaffen, aber innerlich berechtigt ist dies doch nur dann, wenn es sich um Ausfüllung einer vorhandenen und empfundenen Lücke handelt. Andernfalls gibt man nur Anlaß zu Rivalitäten und Gegensätzen. Daß der Evangelische Bund gegenüber dem in Leipzig und Worms verfolgten Plane eine ziemlich ablehnende Haltung eingenommen hat, beruht zweifellos überwiegend auf dem Gefühle, daß der Gedanke einer synodalen Ergänzung des Kirchenausschusses, der den Ausgangspunkt des neuen Unternehmens bildet, von ihm schon seit Jahren auf seine Fahne geschrieben ist und daß es deshalb nahe genug gelegen hätte, wenn die Herren, die jetzt dasselbe Ziel aufstellen, dies im Rahmen des Evangelischen Bundes getan hätten, zumal sie ihm, soweit bekannt, ausnahmslos angehören. Aber so berechtigt dieser Einwand des Evangelischen Bundes ist, so wäre doch im Interesse der Sache lebhaft zu wünschen, daß man das nahe liegende Gefühl des Unbehagens und der Zurücksetzung überwände und in ein freundliches Verhältnis zu den beiden Konkurrenzunternehmungen träte. Es ist hoch anzuerkennen, daß einzelne führende Männer schon jetzt in diesem Sinne tätig sind.

Ganz ähnlich stehen die Dinge hinsichtlich der „Zentralstelle für das evangelische Deutschland". Auch hier wird es die Aufgabe sein, logisch naheliegende Schwierigkeiten und Gegensätzlichkeiten durch eine versöhnliche praktische Handhabung zu überwinden. Am besten wird es sein, sowohl an der „freien deutschen evangelischen Konferenz", wie an dem „freiem Verbande deutscher evangelischer Synodalen" die Vorstände der „Arbeitsgemeinschaften" in dieser ihrer Eigenschaft formell zu beteiligen. —

Der Raum gestattet nicht, diese Ausführungen weiter auszudehnen. Ich schließe deshalb, indem ich nochmals dem lebhaften Wunsche Ausdruck gebe, daß die liberalen Kreise sich fest auf den Boden des in Leipzig und Worms Geschaffenen stellen und mit ihrer Beteiligung nicht zurückhalten. Nur positive Mitarbeit gibt das Recht und die Möglichkeit, bei der weiteren Ausgestaltung des beschlossenen Unternehmens einen maßgebenden Einfluß auszuüben. Gebe man nicht wieder Anlaß zu dem so oft gegen den Liberalismus erhobenen Vorwurfe, daß er überwiegend kritisch und negativ oder wohl gar unversöhnlich und intolerant sei. Die Hand ist geboten; sie zurückzuweisen wäre ein schwerer Fehler. Gelingt das Werk, so werden die Tagungen in Leipzig und Worms einen Markstein in unserer ganzen kirchlichen Entwicklung bedeuten, und daß dasselbe in irgend einem Umfange Erfolg haben wird, das darf man hoffen und auch ohne unberechtigten Optimismus für wahrscheinlich halten.

W. Kulemann.

Vom Büchertisch.

Alle Bücherbesprechungen, ob sie von uns erbeten sind oder nicht, auch diejenigen, die über den Rahmen des „Büchertisches" hinaus selbständige Artikel geworden sind, bitten wir direkt an D. Fischer, Berlin NO 18, Weberstr. 56/57, einzusenden. D. Red.

„Der Schatz im Moor." Eine Erzählung von Wilhelm Schaer. F. R. Lattmann Verlag, Berlin.

Das stille, ernste Moor! Die Worpsweder haben uns auch seine Schönheit schauen gelehrt, und gern und lange stehen wir vor so einem „Heidehof", den sie uns im Bilde vorführen. Unsere Phantasie ergreift dann den Wanderstab, schreitet den einsamen Fahrweg hin, horcht auf das Rauschen des Eichenkampes um das Gehöft, lugt unter das sicherbergende Strohdach und sucht den ungestörten Frieden, das sichere, ruhige Leben, das darunter wohnen muß. Wilhelm Schaer zeigt uns aber, daß auch dort im stillen Erdenwinkel „der Mensch mit seiner Qual" wohnt, daß auch dort der Sieg nur dem frohen harten Ringen gehört, trotziger Bitterkeit aber und haltlosem Leichtsinn das Unterliegen, daß Liebeslust und Liebesqual auch dort jubelt und jammert, daß auch dort sittliches Heldentum unbeachtet seine Lebensopfer bringt. Die Erzählung fesselt mit ihrer schlichten, ungesuchten Sprache vom ersten bis zum letzten Wort. Die Charaktere sind in sicheren Zügen herausgemeißelt, die Situationen in plastischer Anschaulichkeit geschildert. Das Werk bedeutet zweifellos wieder einen Fortschritt im Schaffen unseres niedersächsischen Dichters. Einzelne Klänge erinnerten uns an „Jörn Uhl" und „Frau Sorge", aber ohne irgendwie die Selbständigkeit des Dichters zu beeinträchtigen, und uns ist, als klängen sie hier noch naturwahrer, weniger kompliziert. — Auch das dunkle Moor kann sich gegen die Neuzeit mit ihren großen technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften nicht dauernd wehren. Hoffen wir, daß sie noch manchen „Schatz im Moor" heben wird, ohne aber die wundervolle charakteristische Eigenart des Heidelebens zu nivellieren. Dort soll „Vonhofs Wilhelm" noch tausendmal wieder wachsen. Das Buch empfehlen wir angelegentlich für den Weihnachtstisch.

R. E.

August Trümpelmann: Ein Herzensbund und sein Bruch. Schauspiel in 4 Aufzügen. Berlin. Schwetschke & Sohn. 1904.

Es ist die Zeit der langen Winterabende. So möge denen, die für Unterhaltung in evangelischen Volksvereinen zu sorgen haben, das vorliegende Volksschauspiel aufs wärmste empfohlen sein. Das Verlöbnis eines evangelischen Ingenieurs mit einer katholischen Fabrikantentochter — aus reinster Zuneigung der Herzen geschlossen — wird durch die Forderung katholischer Trauung und Kindererziehung seitens des Hauskaplans zum Bruch geführt. Die Sprache in Prosa ist schlicht aber lebendig, die Handlung durchweg spannend, die Scenerie einfach. Die innere Einheit und Selbständigkeit des protestantischen Charakters gegenüber der Gebrochenheit und Unfreiheit des römischen ist in den handelnden Personen trefflich zum Ausdruck gebracht. „Gott mit eigenen Augen sehen, — und Gott mit eigenen Ohren hören, das ist mein Protestantismus, das meine innere Freiheit." Dies Bekenntnis Otto Fröhlichs, des Mannes mit einfacher, evangelischer Volksschulbildung, machen wir gern zu dem unsrigen. Er hat recht: „Wir sind andere als jene".

M. Petran.

Rom oder Wittenberg? Christus oder Papst? Dichtungen von A. Hoffmann, bei M. Rudolf, Frankfurt a. M. 1903.

Das Vorwort sagt: „Das Werkchen soll nichts mehr und nichts weniger als eine von echt protestantischem Geist getragene Predigt im Kampfe gegen Rom sein." Bei aller Anerkennung des guten Willens, den der Verfasser dieser Sonnette, Epigramme und längeren Gedichte behufs Durchführung seines Programms an den Tag legt, muß man doch hier fragen: Warum denn gerade Verse? Gute, freilich wirklich gute Prosa wäre besser. Verszeilen und Reime sind doch noch längst nicht Poesie. Der Verfasser kämpft für die deutsch-protestantische Auffassung biblischer Anschauungen und Personen, er ringt gegen Aberglauben, Lüge und Geistesknechtung, aber — er ringt auch mit der Sprache. Das letztere dürfte er nicht, zumal da er fast auf jeder Seite des Buches unterliegt. Der Ausdruck ist stellenweise recht ungewandt oder ganz verfehlt. Von wirklich dichterischer Anschauung ihres Urhebers zeugt kaum eine einzige Zeile. Und „ein gutes Lied" will der Verfasser „dichten", das sagt er selber in dem der Sämmlung vorangestellten Motto. Seiner Stirn fehlt eben leider des großen Apoll heiliger Kuß. Wer „dichten" will, der darf nicht blos Christ und Protestant, der muß auch Grieche sein.

Schönwald.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 49.

Bremen
Berlin.

3. Dezember 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der französische Protestantismus in Gefahr. I. — Die badische Generalsynode 1904. II. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Der französische Protestantismus in Gefahr.

I.

In Frankreich leben zur Zeit 700 000 Protestanten. Davon sind 600 000 in der reformierten, 80 000 in der lutherischen Kirche, der Rest freikirchlich organisiert. Ihre Gesamtheit macht kaum 2 Prozent der Landesbevölkerung aus. Sie sind alle zerstreut unter den 38 Millionen „Katholiken", bedeuten also für uns eine Diaspora, der wir aus mannigfachen Gründen, diesmal aber besonders als Gustav Adolf-Freunde, lebhafteste Beachtung schuldig sind. Der französische Protestantismus ist in Gefahr.

Freilich, vor Gott ist keine Gefahr. Er weiß, was zu erhalten und zu zerstören ist. Er würde seine Sache in Frankreich ohne die protestantische und katholische Kirche zu führen wissen. Wir aber müssen zittern um alles, was uns heilig ist. Heilig ist uns das Evangelium von Christus; höchst wichtig die Form, welche sich das Evangelium in der alten Hugenottenkirche Frankreichs geschaffen hat. Um diese handelt es sich jetzt vor allem. Der Bloc des französischen Protestantismus, die reformierte, und neben ihr die lutherische Kirche, ist in Gefahr.

Akut ist die Krisis zur Stunde noch nicht, wahrscheinlich aber in wenigen Wochen. Die Kinder der französischen Hugenotten sollen das Schicksal teilen, das die Unvernunft Roms sich vor der französischen Deputiertenkammer bereitet hat. Die „Trennung aller Kirchen vom Staat" ist beschlossene Sache. Katholiken, Protestanten und Juden verlieren jede staatliche Subvention; sie müssen für ihre kultischen Zwecke künftig allein einstehen und sich obendrein drückende Gesetze wie peinlichste Kontrolle durch den Staat gefallen lassen. So will es der gegenwärtige Führer der französischen Nation, Ministerpräsident Combes, von der Mehrheit des Volkes zum Führer bestellt.

Um was handelt es sich? — In den 86 französischen Departements existieren jetzt 105 reformierte Konsistorien mit 553 Gemeinden und 700 Filialen, 640 Pfarrer, 920 Kirchen oder Säle, dazu etwa 260 kirchliche Mietsräume. Die Konsistorien delegieren ihre Vertreter zu den 20 Bezirkssynoden. Diese wählen ihre Deputierten für die französische Generalsynode der Reformierten. Ein Zentralkirchenrat verwaltet die gemeinsamen Angelegenheiten der 105 Konsistorialkreise. Dagegen hat die lutherische Kirche im ganzen Lande 6 Konsistorien mit 49 Gemeinden, 62 Pfarrern, 89 Kirchen resp. Sälen. Sie gruppieren sich in 2 Synodalbezirken und haben in der Generalsynode ihre oberste Kirchenbehörde. Beiden Denominationen gemeinsam sind die beiden theologischen Fakultäten in Paris und Montauban. Alle Protestanten lebten mit dem Staat in vollstem Frieden, lieferten dem Volke eine unverhältnismäßig hohe Zahl tüchtiger Kräfte für Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft, Rechtsprechung und Verwaltung. Dafür hatten sie die Anerkennung der Regierung und verfassungsmäßig aus dem Staatsbudget 1 650 000 Frs. für die Besoldung der Pastoren, Unterhaltung der kirchlichen Gebäude, sowie der beiden Fakultäten. Genauer lautete das Budget von 1903:

	1 350 800	Frs.	für 700 reformierte und lutherische Pastoren.
	121 000	„	„ Emeriten und Witwen der Pastoren.
	50 000	„	„ außergewöhnliche Dienste.
	12 000	„	„ Verwaltung, Zentralrat 2c. der Reformierten.
	5 000	„	„ Verwaltung, Zentralrat 2c. der Lutheraner.
	26 500	„	„ Seminare in Paris und Montauban.
	43 000	„	„ kirchliche Gebäude.
	1 551 000	Frs.	für reformierte und lutherische Kirche in Frankreich.
Dazu	98 200	„	„ Algier.
	1 200	„	„ einen Militärgeistlichen.

Ich bitte den Leser, sich die Durchschnittsgehälter der Pastoren und die Subventionen für die einzelnen Gemeinden, Institute 2c. zu berechnen, dann werden die Klagen der preußischen Pastoren über die Niedrigkeit ihrer Gehälter etwas schüchterner lauten. Doch das nebenbei. Hier ist mir wichtiger zu betonen, daß demnächst die französische Volksvertretung alle diese Gehälter 2c. einfach streichen wird, um es den Gemeinden zu überlassen, wie sie sich und ihre Angestellten durchbringen. Der französische Protestantismus ist in Gefahr. Und wir haben das zu beachten. Begeisterte Christenmenschen, zu denen ich mich gern rechnen möchte, werden sagen: Gott sei Dank! Jetzt kann einmal wieder der Gottesglaube seinen Wert erproben. Jetzt müssen sich die Geister scheiden, die Geschäftschristen von den ächten, die Mammonspriester von den Jüngern Jesu Christi, der nicht wußte, wohin er sein Haupt legen sollte. Wir werden sehen, ob in diesen Enkeln der Hugenotten noch der Geist der Väter lebendig ist oder werden kann, ob sich in der Wüste noch eine Kirche erheben wird, Propheten aufstehen zu predigen was sie nicht lassen können, zu predigen von der Macht Gottes, Steine zu erweichen. So werden etliche sprechen, Gläubige und Spötter. Was dann etwa jene Franzosen durch die Tat zu antworten haben, werden wir abwarten. So weit ich sie kenne — und ich kenne das Blut ein wenig — werden manche hinter sich gehen mit Achselzucken oder feinem Lächeln. Aber ich weiß auch, daß Heroenblut, edelstes Christenblut da drüben rollt. Und das wird in Wallung kommen, daß wir staunen. Einstweilen laßt uns nüchtern bleiben. Wir haben noch etwas über das neue Kirchengesetz in Frankreich zu berichten, wie es Combes vorbereiten läßt.

Die badische Generalsynode 1904. II.

Haben wir doch auf dem Gebiete der religiösen Jugenderziehung keinen geringen Erfolg zu verzeichnen. Wer hätte noch nie als Pfarrer oder Religionslehrer, als Vater oder Mutter über die Rückständigkeit im Religionsunterricht geklagt, wer nicht geseufzt bei der Aufgabe, 10 und 11jährige Mägdlein und Büblein mit dem Problem der Erbsünde oder der unwissenschaftlichen Lehre von den drei getrennten Ämtern Jesu Christi und vielem anderen mehr bekannt zu machen, wer hat nie Mitleid empfunden

mit diesen Kleinen und Unmündigen, wenn man sie, um den vorgeschriebenen Stoff vorschriftmäßig zu erledigen, die zum Teil überaus schweren, für das kindliche Gemüt unverständlichen, ja ungeheuerlichen Antwortssätze auswendig lernen lassen mußte, wer hätte noch nie gerufen, warum so viel schöne Zeit, nötig für Bibel und Kirchengeschichte, nutzlos und zwecklos vergeuden? Das ist nun anders und besser geworden. Der Oberkirchenrat selbst hat, das Übel, die Not, den Mißstand im Religionsunterricht erkennend, selbst die Hand zur Hülfe, zur Besserung wenigstens geboten. Ist der Katechismus auch nicht ganz aus dem religiösen Schulunterricht verschwunden, um nur als Leitfaden im Konfirmandenunterricht zu dienen, die Kinder des 4. und 5. Schuljahres wenigstens werden in Zukunft mit dem Katechismus verschont, dieser selbst aber bedeutend gekürzt. Das ist ein Erfolg, den wir neben der außerordentlich geschickten Vertretung der Vorlage durch den Präsidenten, vor allem der jahrelangen, treuen Arbeit der kirchlich-liberalen Vereinigung und der aus Geistlichen und Lehrern gebildeten Kommission zu verdanken haben, zu verdanken auch nicht in letzter Linie dem unerschrockenen, freimütigen und gewissenhaften Berichterstatter Geh. Kirchenrat Professor D. Bassermann, der als Leiter und Direktor des theologischen Seminars in Heidelberg mit vielen seiner früheren Schüler in Verbindung steht und aus ihrem Munde die eigene Erfahrung stets bestätigt erhält: „So kann es nicht weiter gehen mit unserem Religionsunterricht, wollen wir uns nicht selbst ruinieren, es muß anders und besser werden." So ist denn etwas, wenn auch nicht alles, errungen worden. Ein Einheitslehrbuch haben wir Mitglieder der kirchlich-liberalen Vereinigung erstrebt und durch eine Kommission, aus Geistlichen und Lehrern bestehend, den Entwurf eines solchen ausarbeiten lassen. Es fiel, nicht ohne Schuld eines Teiles der Liberalen selbst, bei der Beratung in den Diözesansynoden durch. Und doch ist die Möglichkeit einer weiteren Reform unseres Religionsunterrichtes nicht ausgeschlossen. Die Generalsynode kam zu dem Beschluß, eine Kommission von Theologen und Schulmännern beider Richtungen zu berufen, die eine gründliche Erneuerung des Religionsunterrichtes anbahnen und neue Lehrbücher ausarbeiten soll. Der Forderung der Zeit, der Wissenschaft und Pädagogik werden sich diese Männer nicht aus starrem Parteiinteresse widersetzen können. Spätere Tage könnten ihnen den Vorwurf machen, die Schuld zu tragen an der ferneren, steigenden Interesselosigkeit unseres Volkes für religiöse Dinge und kirchliche Fragen.

Um diesem Übelstand der Gleichgültigkeit wehrend entgegen zu treten und neues, frisches und frohes Leben in die Gemeinden hineinzutragen, war die kirchlich-liberale Vereinigung zu dem Antrag an die Generalsynode gekommen: „es sollten die Kirchengemeindeversammlungen die Abgeordneten zu den Diözesansynoden und die Wahlmänner der weltlichen Abgeordneten der Generalsynode wählen dürfen." Die zwei Drittel Mehrheit, nötig im Falle einer Verfassungsänderung, kam nicht zu stande, der Antrag fiel, weil die positive Partei gleichsam vor dem protestantischen Prinzip des allgemeinen Priestertums zurückschreckte und vor dem Gedanken der Volkskirche zurückbebte. Die „Kirche würde demokratisiert" wurde gesagt. Fürchterlicher Gedanke, wenn — sagen wir einmal — ein Sozialdemokrat als Abgeordneter der Diözesan- oder Generalsynode mitberaten und mitarbeiten würde in einer dieser kirchlichen Körperschaften. Alles würde wanken, stürzen und in Trümmer gehen! Oder wäre damit nicht die Möglichkeit geboten, solche bis dahin der Kirche fremd, oft feindselig gegenüberstehende Elemente heranzuziehen und sie zu überzeugen, wie viel Segen in religiöser, sittlicher und sozialer Beziehung gerade von der Kirche und der christlichen Lehre, die sie verkündigt und vertritt, ausgeht? Würden nicht viele, die jetzt gleichgültig am Wege stehen, durch Verleihung größerer Rechte sich ihrer Pflichten wieder mehr und mehr bewußt, werden und den Weg in die Kirche zurückfinden? Zu sehr liegt dieses Heranziehen des Laienelementes gerade im Gegensatz zur katholischen Kirche im Prinzip des Protestantismus, als daß es auf die Dauer könnte verhindert werden. Das Initiativrecht, das Recht aus der eigenen Mitte heraus Anträge zu stellen, wurde wenigstens den Kirchengemeindeversammlungen gewährt. Etwas, wenn auch nicht viel. Immerhin dürfen wir mit dem Verlauf der Verhandlungen zufrieden sein, obgleich der Antrag auf Ablösung des Patronatsrechtes keine Zustimmung bei der Behörde fand.

Auch Badens Geistlichkeit hat die Generalsynode verschiedene kleine Geschenke gleichsam auf den Weihnachtstisch gelegt. Eine kleine Gehaltsaufbesserung, die Aufhebung der Witwen- und Waisenkassenbeiträge und die Möglichkeit der Meldung auf eine andere Pfarrei auch vor Ablauf der bisherigen 5 Jahre. Als die Rute des St. Nikolaus aber haben wir es alle empfunden, daß man, um dem Theologenmangel abzuhelfen, trotz schlimmer Erfahrungen, Zöglinge der Basler Missionsschule und der Predigerschule, Männer, die kein Gymnasium absolviert und nur ein dreisemestriges Ergänzungsstudium auf einer Universität hinter sich haben, zum geistlichen Amte zulassen will. Mit Recht wird in der „Badischen Landeszeitung" gefragt: „Würden wir es ertragen, wenn der Oberschulrat, der bekanntlich in der gleichen Lage ist, etwa Militäranwärter als Lehrer anstellen würde? Unser Stand wird dadurch gewiß nicht gewinnen. Am allerwenigsten aber hätte man zu dieser Maßnahme seine Zuflucht nehmen dürfen in einem Lande, in dem die Wogen des Kulturkampfes so hoch gegangen, in dem die liberale Partei es nach hartem Kämpfen und Ringen durchgesetzt hat, daß niemand katholischer Priester werden kann, der nicht das Abiturium abgelegt hat. Welche Konsequenz wird die katholische Kirche ziehen? Ich fürchte, sie wird mit der Forderung auftreten, im Falle der Not, Pfarreien mit Ordensgeistlichen besetzen zu dürfen. Der Orthodoxie erwachsen vielleicht in solchen Leuten neue Helfer und Streiter, uns Liberalen gewiß neue Gegner. Ist darum durch diese Synode auch manches erreicht, dürfen wir dankbar manche, wenn auch kleine Fortschritte anerkennen, treue, ehrliche, unermüdliche Arbeit tut auch fernerhin not, damit es auch in Zukunft vorwärts geht, damit unsere Kirche nicht rückständig bleibt. Unseren Freunden aber, die, mit uns kämpfend, dem hohen, ewigen Ideal des Protestantenvereines, „Versöhnung von Kirche und Kultur, von Glauben und Wissen", entgegenstreben, rufen wir es zu: Wachet auf aus eurer Gleichgültigkeit und betätigt euch als freie religiöse Persönlichkeiten; denn „so lange unsere liberalen Kreise sich nicht ganz anders um ihre Kirche kümmern, so lange nicht in Stadt und Land die Gemeindemitglieder viel entschlossener, stützend, helfend, anfeuernd hinter ihren liberalen Pfarrern stehen, so lange müssen wir mit bescheidenen Erfolgen zufrieden sein".

Nachrichten.

Allgemeines.

Eine freie deutsche evangelische Konferenz ist am 25. Oktober in Leipzig begründet worden. In den Zeitungen wird berichtet: In unserem Leipzig hat am 25. vor. Mts. unter dem Vorsitz des Herrn Geh. Kirchenrats D. Pank eine Versammlung von etwa 60 angesehenen und führenden Männern der evangelischen Kirche Deutschlands getagt, um einen Zusammenschluß aller evangelischen Kräfte unseres Volks zur Wahrung seiner Gesamtinteressen anzustreben. Die einleitenden Referate erstatteten die Herren Geh. Rat Professor Dr. Wach-Leipzig und General-Superintendent D. Kaftan-Kiel. Betont wurde, daß es sich nicht darum handle, einen konkurrierenden Verband neben anderen Vereinen, die die gleichen Einheitsbestrebungen verfolgen, zu bilden, sondern einen Sammelpunkt zu finden, in dem die vielen Gruppen und Vereine untereinander Fühlung gewinnen und zur Verständigung und zu gemein-

samem Vorgehen gelangen können. An der Debatte beteiligten sich seitens des Evangelischen Bundes die Herren Superintendent D. Meyer-Zwickau, Professor D. Witte-Halle, Professor D. Nippold-Jena, Geh. Oberschulrat Dr. von Bamberg-Gotha u. a.; ferner die Herren Dr. theol. Rade-Marburg, Superintendent Müller-Rheydt usw. Durch einstimmigen Beschluß wurde dann die „Freie deutsche evangelische Konferenz" mit dem Sitze in Leipzig gegründet und ein vorläufig auf ein Jahr gewählter Vorstand mit Herrn Geh. Kirchenrat D. Pank an der Spitze zur Führung der Geschäfte berufen. Schließlich wurde (gegen eine Stimme) folgender von den Herren Geh. Rat Professor Dr. Wach und Graf Hohenthal-Dölkau eingebrachter Antrag angenommen:

„Die Versammlung ist erfüllt von der Überzeugung, daß der im evangelischen Kirchenausschuß angebahnte verfassungsmäßige Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen seine Erweiterung erfahren muß durch eine ergänzende synodale Vertretung.

Aber sie nimmt von einer auf diese Forderung gerichteten Vorstellung an maßgebender Stelle vorerst Abstand in der sicheren Erwartung, daß die Kirchenregierungen und Synoden es an der Initiative zur Erreichung dieses Zieles nicht werden fehlen lassen.

Die in der Freien deutschen evangelischen Konferenz zu fortgesetzter Arbeitsgemeinschaft vereinigten Männer erachten die Arbeiten zur Erfüllung dieser Forderung als eine ihrer vornehmsten Aufgaben."

Protestantisches.

Berlin. Zum Pfarrer an der Trinitatiskirche ist Privatdozent Lic. Hollmann aus Halle a. S. gewählt worden. — Pfarrer Gebhardt aus Hirschberg i. Schl. wurde in sein Pfarramt an der Lutherkirche eingeführt. — In der Stephanusgemeinde, deren Kirche in diesen Tagen eingeweiht wird, hatten die Positiven einen Parochialverein begründet, ohne den geworbenen Mitgliedern zu sagen, daß sie damit in den Dienst der positiven Sache traten. Die Liberalen sind nunmehr genötigt gewesen, auch ihrerseits einen Verein zu gründen, dem in wenigen Tagen über 200 Mitglieder beitraten. Die Anmeldungen zur kirchlichen Wählerliste geschehen zur Zeit. — In der Simeonsgemeinde sind zum zweitenmal die Wahlen, die mit einer Stimme Majorität zu Gunsten der Liberalen ausgefallen waren, für ungültig erklärt worden. Eine dritte Neuwahl ist nötig und damit die Aussicht, daß diese Gemeinde zur Ruhe kommt, wieder in die Ferne gerückt. — In einer sozialdemokratischen Wählerversammlung hat das Mitglied der sozialdemokratischen Partei Dr. Leo Arons auf die Bedeutung des kirchlichen Wahlrechts hingewiesen und vor der Mißachtung desselben die Genossen dringend gewarnt. In gleichem Sinne ist eine Debatte gehalten, die Stimmen aus dem Leserkreise im „Neuen Montagsblatt" des Genossen Dr. Bernstein zu Worte kommen ließ. — Für die Stadtsynode (2. Dezember) haben die Liberalen den bedeutsamen Antrag eingebracht, daß jedesmal der Etat vor der Tagung einer Kommission von 15 Mitgliedern aller Parteien vorgelegt und von ihr zur Information und Aussprache durchberaten werde. Der Antrag ist, wie wir wissen, nicht bloß dem Bedürfnisse nach genügender Information der Synode, sondern auch dem Wunsche entsprungen, daß nicht wie bisher nur alle Fragen von den einzelnen Fraktionen für sich vorbesprochen würden und im Plenum dann fast in allen Stücken Partei gegen Partei stehe und einfach nach dem Parteibeschluß abgestimmt werde, sondern daß über alle Fragen, die mit dem Parteistandpunkt nichts zu tun haben, in sachlicher Erörterung im kleinen Kreise womöglich eine Einigung erzielt werden möchte. Durch die Notwendigkeit der Übernahme der Kirchenbauten in Berlin auf den Etat der Stadtsynode nach dem Verlust des Prozesses erweitert sich deren Arbeitsgebiet und die Verantwortlichkeit der Synodalen wesentlich. Es ist zu hoffen, daß etwa auftauchende formale Bedenken diesen Antrag, der die sachliche, unparteiische und friedliche Behandlung der Aufgaben der Stadtsynode zu fördern wohl geeignet ist, nicht etwa zu Falle bringen. Wir begrüßen ihn als ein neues offenkundiges Zeichen dafür, daß es den Liberalen auf friedliche Lösung schwebender Fragen und positive Förderung der Kirche ankommt. — Eine Schifferkirche, die als Gottesdienstraum für die Flußschiffer in den Berliner Gewässern gedacht ist, ist am 13. November eingeweiht worden. — Man hat den Freireligiösen die Aulen der Berliner Gemeindeschulen für ihren religiösen Jugendunterricht verschlossen. Hat man Angst vor der Werbekraft ihrer Arbeit? — In der ersten Protestversammlung der sog. Positiven gegen den Protestantenverein und besonders das Referat des Pfarrers D. Fischer wurde folgende Resolution angenommen:

„Wenn die von Prediger D. Fischer von der St. Markuskirche in Berlin auf dem „Protestantentage" geäußerten Meinungen wirklich die moderne Theologie darlegen, so ist diese Theologie mit dem Bestande der Reformationskirche unvereinbar und muß aus derselben entweder ausscheiden oder ausgeschieden werden. Wir halten diese Theologie für unvereinbar mit den Grundlagen der evangelischen Kirche."

Hannover. Wie bereits kurz mitgeteilt, ist in Osnabrück der Fall Weingart wieder akut geworden, da in Weingarts alter Gemeinde eine starke Strömung bestand, die ihn bei Gelegenheit einer am 1. Oktober d. J. infolge der Emeritierung des bisherigen ersten Geistlichen in St. Marien, Superintendent Bartels, eingetretene Vakanz für die Gemeinde wiedergewinnen wollte. Über den bisherigen Verlauf der Angelegenheit berichten wir, indem wir uns eine Stellungnahme zur Sache vorbehalten, zunächst rein sachlich das folgende: An St. Marien bestehen vier Pfarrstellen, von denen die vierte in einen ländlichen Außenbezirk (Eversburg) mit eigenem Predigtsaal und fest abgegrenzten Seelsorgebezirk verlegt ist, so daß der vierte Prediger an der Marienkirche selbst keinerlei Funktionen hat. Entsteht eine Vakanz, so ist nach der Osnabrücker Predigerwahlordnung zunächst die Gemeinde zu befragen, ob die unteren Prediger in die nächst höheren Stellen aufrücken sollen. Durch Abstimmung der Gemeinde wurde zunächst an den letzten Sonntagen ziemlich einstimmig entschieden, daß die bisherigen Inhaber der zweiten bezw. dritten Stelle (Regula und Pfannkuche, beide liberal) in die erste bezw. zweite Stelle aufrücken sollten. Nun fragte es sich, ob in die erledigte dritte Predigerstelle der bisherige vierte (jetzt orthodoxe) Prediger einrücken solle oder ob diese für Weingart offen gelassen werden solle. Bemerkt sei, daß altem Osnabrücker Herkommen gemäß stets eine der drei städtischen Stellen einem Manne orthodoxer Richtung von der liberalen Mehrheit eingeräumt worden ist. So wie die Dinge sich jetzt aber durch den Fall Weingart entwickelt hatten, bestand eine starke Strömung, die von einem Entgegenkommen gegen die orthodoxe Richtung nichts wissen wollte, bevor nicht das Weingart geschehene Unrecht durch Rehabilitierung desselben wieder gut gemacht sei, die also eine Ablehnung des gegenwärtigen vierten Predigers forderte. Die Liberalen waren sich aber in der Sache nicht einig. Ein großer Teil, darunter auch zahlreiche warme persönliche Anhänger Weingarts, konnte sich zu einem Abweichen von dem alten Herkommen nicht entschließen und zwar aus folgenden Erwägungen: Es würde zu unerträglichen, den Frieden dauernd untergrabenden Verhältnissen führen, wenn der orthodoxen Minderheit kein Geistlicher ihrer Richtung gelassen würde. Dies würde ebenso dem liberalen Prinzip der Toleranz, die Berücksichtigung der Minderheiten fordert, widersprechen. Zudem sei an eine Bestätigung Weingarts nicht zu denken, da diese nicht nur von dem fraglos nach dem Abgang der Uhlhorn, Düsterdieck, Voigts usw. versöhnlich gestimmten Konsistorium, sondern auch von dem hochorthodox gerichteten Landessynodalausschusse abhänge, da ferner die gegenwärtigen Mitglieder des Konsistoriums teils mündlich, teils schriftlich die Erklärung abgegeben hatten, daß auf eine Bestätigung Weingarts schon aus rein kirchenrechtlichen Gründen — er ist gegenwärtig an einer offiziell reformierten Gemeinde angestellt — nicht ge-

rechnet werden könne. Die ganze Aktion würde also auf eine nutzlose, die liberale Sache nur schädigende Demonstration hinauslaufen und man würde das den Liberalen freundlicher gesinnte Kirchenregiment geradezu auf die Seite der Orthodoxen drängen. Bei der Gemeindeabstimmung über das Aufrücken des vierten Geistlichen vom 20. November sollte sich nun das Stärkeverhältnis dieser verschiedenen Strömungen zeigen. Mit einer knappen Mehrheit von wenigen Stimmen siegte die Fraktion Weingart. 1005 Stimmen sprachen sich gegen den orthodoxen Prediger von Eversburg und damit für eine Wiederaufstellung Weingarts aus, 964 gegen eine solche (darunter höchstens 500 orthodoxe Stimmen), während ein starkes Drittel der Wahlberechtigten (ausnahmslos Liberale) weder ja noch nein sagen wollte und sich von der Wahl fern hielt. Das ist der gegenwärtige Stand der Sache.

Vereine und Versammlungen.

Berlin. Berliner Unionsverein (Deutscher Protestantenverein), Freitag, den 2. Dezember, 8 Uhr, Architektenhaus, Wilhelmstraße 92: Jahresversammlung und Vortrag: D. Julius Websky: Zu Schillers Gedächtnis.

Höhe 12 cm.
Oberer Durchmesser 6 cm.

Kleine Abendmahlskelche

in stylgerechter Form zum Einzel-Gebrauch fabriziert in verschiedener Ausführung:

versilbert, poliert u. desgl. innen vergoldet; altsilber innen vergoldet.

Berliner Metallwarenfabrik

H. A. Jürst & Co. A.-G.

Adlershof-Berlin.

Musterläger: Ritterstr. 71, Friedrichstr. 64.

Harmoniums,

erstklassiges Fabrikat von vollendeter Tonschönheit liefert zu den günstigsten Bedingungen

E. Beckmann,

Dünnow i. Pommern.

Kataloge gratis und franko.

Protestantenverein

Bremen.

Mittwoch, den 7. Dezember 1904, abends 7¼ Uhr, im Kaisersaale des Künstlervereins:

Vortrag

des Herrn Universitätsprofessors Dr. J. Rehmke-Greifswald:

Theismus oder Pantheismus,

die Grundfrage der Religion.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender

Hirschgeweihe

zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Demnächst ist die dritte Predigerstelle an der Kirche St. Marien zu Osnabrück zu besetzen. Das Anfangsgehalt beträgt bei freier Wohnung 4200 M. und steigt nach 8 Jahren auf 4800 M. Meldungen sind unter Beifügung der Zeugnisse und eines Lebenslaufes bis zum 20. Dezember bei dem Unterzeichneten einzureichen. Der Kirchenvorstand von St. Marien: Dr. Knoke.

Höchste Auszeichnungen.

Emmer-Pianinos.

Flügel-Harmoniums.

Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.

Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Gefunden

Nach 15jährigem Versuchen ist es mir endlich gelungen eine wirklich großartige Erfindung auf dem Gebiete des Rasierens zu machen. Je nach der Beschaffenheit des Bartes habe ich eine extra präparierte Seifentinktur, welche mit einem dazu passenden Messer angewandt, den Bart auf eine Art und Weise entfernt, daß Sie staunen werden. Ich übernehme volle Garantie: 1. Daß Sie nach meiner Anweisung sich tadellos rasieren können auch wenn Sie es bisher noch nicht konnten oder nicht versuchten. 2. Daß die Gesichtshaut, selbst eine sehr empfindliche, nicht angegriffen wird. 3. Daß der Haarwuchs durch meine Seifentinktur weder gefördert noch vertrieben wird. Bei einem jährlichen Versand von ca. 15000 Rasiermesser können Sie mir schon zutrauen, daß, wenn ich mit einer Neuheit an die Oeffentlichkeit trete, auch für deren Güte mich verbürgen kann. Beantworten Sie mir folgende Fragen, wenn Sie sich rasieren wollen ohne Schmerz, ohne alle Unannehmlichkeit, selbst bei der empfindlichsten Haut. 1. Haben Sie einen starken oder schwachen Bart? 2. Eine sehr empfindliche Haut? 3. Haben Sie sich noch nicht selbst rasiert und warum? Ich liefere je nach der Beschaffenheit Ihres Bartes ein für Sie passendes hohles Silberstahlmesser, 5 Jahre Garantie, mit meinem neuen Seifenpräparat „Saposol", womit Sie sich ein viertel bis ein ganzes Jahr tadellos rasieren können, nebst genauer Gebrauchsanweisung, für schwachen Bart zu Mk. 1.50 bis 3 Mk., für mittelstarken Bart zu Mk. 1.80 bis 3.50, für starken Bart zu Mk. 2.— bis 4.50, für sehr empfindliche Haut zu Mk. 2.50 bis 5.— unter Nachnahme. Schneiden Sie diese Annonce aus und bewahren dieselbe als Garantieschein dafür, daß ich Ihnen das Geld sofort zurückerstatte oder die Waare umtausche, falls Sie in Ihren Erwartungen getäuscht sind.

Friedrich Wilhelm Engels, Nümmen-Gräfrath-Solingen No. 816 Stahlwaarenfabrik und Versandhaus. Großer illustrirter Catalog aller Arten Solinger Stahlwaren 2c. umsonst und portofrei.

eine neue

Rasiermethode.

Verlag von **J. C. B. Mohr** (Paul Siebeck) in **Tübingen.**

„Wir begrüßen die Bücher als willkommene Weihnachtsgeschenke" schrieb das „Protestantenblatt" 1903 Nr. 49 über

Die Geschichte Jesu.

Von D. **Paul Wilhelm Schmidt,** ord. Professor der Theologie an der Universität Basel.

I. **Die Geschichte Jesu, erzählt.** Vierter, durchgesehener Abdruck. Mit einer Geschichtstabelle. 8°. 1904. M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

II. **Die Geschichte Jesu, erläutert.** Mit drei Karten von Professor D. K. Furrer (Zürich) und einem medizinischen Gutachten zur römischen Kreuzigung samt 2 Abbildungen im Text und einer Tafel im Lichtdruck. 8°. 1904. M. 7.—. Gebunden M. 8.—.

Beide Teile in einen Halbfranzband gebunden M. 12.—.

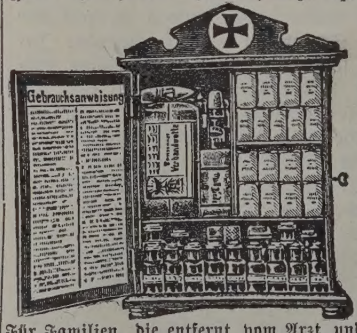
Prospekte stehen zur Verfügung.

Bestes Weihnachtsgeschenk!

Eine kleine Ausgabe, aber oft ein großer Retter in der Not. Der denkbar nützlichste Gegenstand im Hause ist eine komfortabel eingerichtete

Hausapotheke.

Ich liefere ein sauber ausgestattetes Wandschränkchen, enthalt. za. 50 bekannte Hausmittel (zum Einreiben, Baden, gegen Brandwunden. Durchfall, Husten, Kopfschmerzen, zum Gurgeln, gegen erfrorene Glieder, zum Inhalieren, gegen Magenbeschwerden, Wunden, Watte, Binden 2c.) mit genauer alphabet. Gebrauchsanweisung extl. Porto gegen Nachnahme zum Preise von **nur 10 Mk.** 2 Stück auf einmal 19 Mk. Bei den mannigfachen kleinen Unfällen und Krankheiten, die täglich vorkommen, bildet diese Hausapotheke für jedermann einen wahren Segen. Bei größeren Unfällen kann man sofort die erste und allernotwendigste Hilfe leisten.



Für Familien, die entfernt vom Arzt und von der Apotheke wohnen, von allergrößter Wichtigkeit! Auch als Geschenk sehr zu empfehlen! **Fritz Ohlendorf, Quedlinburg a. Harz 387.** Hausapotheken u. Verbandkästen.

Harmonium.

Das Nordische Musikhaus in Flensburg, Inh. Pastor a. D. S. Simonsen, ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz begründet, Musikfreunden beste Harmoniums u. Pianos zu tunlichst kleinem Preis zu liefern. 20 J. Garantie. Probesendung kostenlos. Kataloge gratis.

Husten.

Tossapastillen heilen sofort jeden Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrh, Erkältungen. Nie versagendes Mittel. Unzähl. gehoff. Glänzende Anerkennungen. 1 M. Bei 3 Sch. franko Zusendg. Apotheke z. Oberthor Nr. 54, Mülhausen i/Els. Kerm. Ext. Seneg. aa 0,02, Terpin 0,04, Sacch. Vanill. ad 1,0.

Christbaumschmuck aus Glas als Baumspitzen, Engel mit beweglichem Flügel, Glöckchen, Vögel, Trompeten mit Stimme, Weihnachtsmänner, Kugeln in versch. Grösse u. fein. Bemalung, Eier, Ballon, Früchte, Reflexe, Torpedos, Phantasiesachen, Eiszapfen, Kettenkugeln, Lametaartikel in geschmackv. Zusammenstellungen prachtvollster Neuh. in zart. Farben u. feinster Bespinnung versendet frei inkl. Verpack. m. noch besond. Zugabe i. Postkisten zu Mk. 5, 6, 8, 10 und in Bahnkisten in jed. Preislage im Interesse und zum Besten hiesiger Glasbläser. Sortiment I ganz weiss. Sortiment II bunt (weiss u. farbig).

Christ

Steinheid (S.-Mein.) **Pfarrer Langguth.**

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlags **Friedrich Jansa, Leipzig-Reudnitz,** betreffend **neue Verlagswerke,** bei. **Wir empfehlen die Beilage der geneigten Beachtung unserer Leser.**

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.